

Ist, was mein ist, stets auch dein?
Eine alte Tugend, neu buchstabiert.
Vom Charme und Stress des Teilens.

DOSSIER > SEITEN 5-8



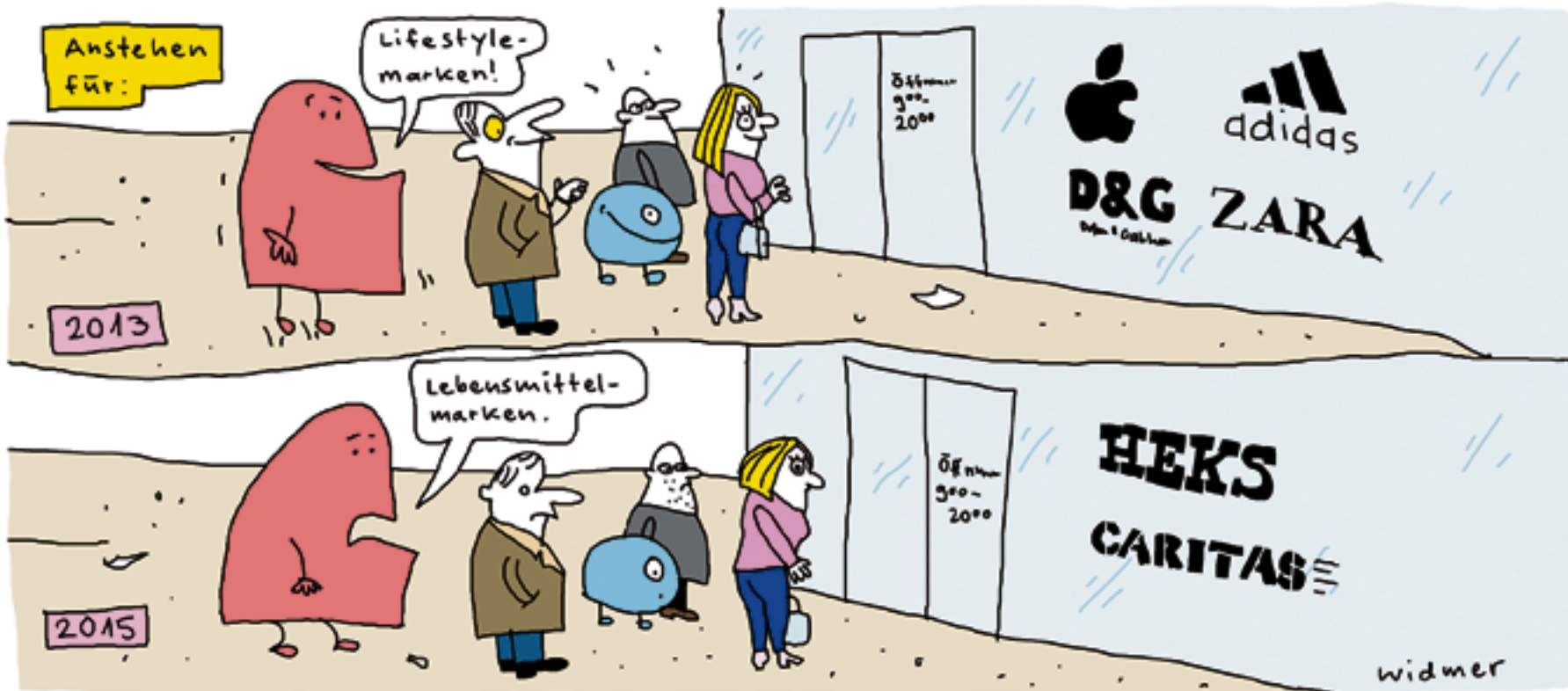
BILD: HEYSTONE

reformiert.

EVANGELISCH-
REFORMIERTE ZEITUNG FÜR
DIE DEUTSCHE UND
RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 2 | FEBRUAR 2013
WWW.REFORMIERT.INFO

 Bündner Kirchenbote / GRAUBÜNDEN



Wird die Kluft zwischen Arm und Reich grösser? Etwelche Volksinitiativen befassen sich mit der Verteilgerechtigkeit



PORTRÄT

BILD: ANNETTE BOUILLIER

Emil und der Songcontest

HEILSARMEE. Mit dem Pop-song «You and me» ist er berühmt geworden: als Bassist der Salutistenband, die das CH-Finale des Eurovision Song Contest gewann. Dabei mag Emil Ramsauer, 95, viel lieber Blechmusik. > SEITE 12

ILLUSTRATION: RUEDI WIDMER

KOMMENTAR

FELIX REICH ist «reformiert.»-Redaktor in Zürich



Teilen wirkt Wunder

KRISE. Eine Flut von Initiativen zeugt vom Gefühl, dass selbst im Wohlstandsland Schweiz die Güter zunehmend ungerecht verteilt sind und die Kluft zwischen Arm und Reich wächst. Ist der Besitz gross genug, lässt er sich scheinbar spielend vermehren. Und mit einem Lohn, der sich an der erbrachten Leistung orientiert, haben Erfolgsprämien für Spitzenmanager kaum noch etwas gemeinsam. Auf die Finanzkrise folgt die Vertrauenskrise.

FREIHEIT. Die Wirtschaftsverbände sind mit Argumenten gegen die Initiativen schnell zur Stelle. Sie fürchten um die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen und um die Freiheit als eine Voraussetzung allen Wohlstands. Stimmt: Starre Regeln haben in einem dynamischen System immer ihre Tücken.

DANKBARKEIT. Nur: Zur Freiheit gehört Verantwortung, zum Erfolg die Demut – oder immerhin Dankbarkeit statt Überheblichkeit. Eine Gesellschaft, in der das Teilen wertlos ist, zersetzt sich selbst. Wenn die Wirtschaft mit gutem Grund unternehmerische Freiheit einfordert und die Innovationskraft des Wettbewerbs preist, benötigt sie Vorbilder, deren Tugend sich nicht in Gerissenheit und Spekulationslust erschöpft. Mit Verlaub: Vielen Managern würde nicht schaden, neben dem Studium der Aktienkurse wieder einmal in den Evangelien zu blättern. Sie würden lernen: Teilen wirkt Wunder.

Die Furcht vor sozialen Spannungen wächst

POLITIK/ Die Abzockerinitiative ist erst der Auftakt einer breiten Debatte über Verteilgerechtigkeit.

Am 3. März stimmt das Volk über die Abzockerinitiative ab: Diese verlangt unter anderem, dass nicht mehr in den Chefetagen der Konzerne über Managerlöhne in Millionenhöhe entschieden wird, sondern an den Aktionärsversammlungen. Goldene Fallschirme bei Abgängen würden ganz verboten.

Thomas Minders Vorstoss verbuchte lange hohe Sympathiewerte. Neuesten Umfragen zufolge bröckelt nun der Rückhalt für die Initiative. Der aktuelle Abstimmungskampf ist jedoch erst der Auftakt zu einer intensiven Debatte über die Verteilgerechtigkeit. Denn schon sind die Mindestlohninitiative der Gewerkschaften sowie die Vorlage für die Abschaffung der Pauschalsteuer für reiche Ausländer deponiert. Bereits vom Bundesrat ohne Gegenvorschlag abgelehnt wurde das Begehren der Jungsozialisten, das in Unternehmen nur noch eine Lohnbandbreite von höchstens 1:12 erlauben würde. Und Mitte Februar wird die Erbschaftssteuerinitiative eingereicht.

FALSCHER ANREIZ. Für den Basler Soziologieprofessor Ueli Mäder ist die Ballung der Initiativen, die eine gerechtere Verteilung der Güter zum Ziel haben, kein Zufall: «Sie dokumentiert, wie sich soziale Ungleichheiten verschärfen.» Auch Wohlhabende nähmen seit der Finanzkrise die sozialen Spannungen ernst. «Einzelne fürchten sogar, dass der Arbeitsfrieden aufbrechen könnte», sagt Mäder.

So weit will Dietrich Pestalozzi, der in Dietikon ZH einen Familienbetrieb mit rund 300 Mitarbeitenden führt und sich als christlicher Unternehmer versteht, nicht gehen. Trotz der exorbitanten Managersaläre, «die nicht mehr begründbar sind», stehe der soziale Friede nicht auf dem Spiel. Schaden würden die Firmen nur sich selbst: Zu hohe Löhne in der

Chefetage beeinträchtigten die Arbeitsmoral der Mitarbeitenden. «Geld ist ein Demotivator», sagt Pestalozzi. Fühle sich ein Angestellter unterbezahlt, fehle der Ansporn. Erhalte er aber bereits ein angemessenes Gehalt, «ist die Arbeitszufriedenheit die grössere Motivation als noch mehr Geld».

RICHTIGES MASS. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) fürchtet jedoch ebenfalls um den sozialen Zusammenhalt, wenn die Bevölkerung Spitzenlöhne «als unerträgliche Provokation» empfinde. Das schreiben die Ökonomin Hella Hoppe und der Ethiker Otto Schäfer in einem SEK-Papier zur Abzockerinitiative. Allerdings favorisieren sie den Gegenvorschlag. Denn die Initiative enthalte wenig praktikable, teils missbräuchlich anwendbare Regelungen. Weit problematischer als die Gier von Managern sind laut Hoppe jedoch die mangelnde Verteilungsgerechtigkeit und das instabile Finanzsystem. Sie plädiert für verbindliche Regeln im Finanzsektor sowie «internationale Steuergerechtigkeit».

Auch der Wirtschaftsdachverband Economie-suisse bemüht sich um differenzierte Töne. Die Empörung über exorbitante Managerlöhne sei verständlich und eine Regulierung, wie sie der Gegenvorschlag vorsieht, nötig, sagt Geschäftsführer Pascal Ginetetta. Gar über eine Erbschaftssteuerreform könne man «nachdenken» – sofern die «sehr ergiebige» Vermögenssteuer in die Diskussion einbezogen werde. Insgesamt sei die Verteilungsgerechtigkeit in der Schweiz aber gewährleistet. «Die Mindestlohn- und die 1:12-Initiative sind kontraproduktiv», sagt Ginetetta. Sie seien eine Gefahr für das «sehr solidarische Erfolgsmodell, das die Schweiz noch immer ist». **FELIX REICH, DELF BUCHER**

ISRAEL

Verurteilen? Verteidigen?

STREITGESPRÄCH. Die kontroversen Reaktionen aufs Dezemberdossier über Bethlehem zeigen: Der Nahost-Konflikt spaltet auch die Kirchen. – «reformiert.» hat zwei Exponenten zum Gespräch geladen. > SEITE 2

.....



CHUR

BILD: FOTOLIA

Einseitiges Bild vermittelt

ABTREIBUNG. Die Familienberatungsstelle «adebar» stört sich am einseitigen Bild, das über ihre Arbeit vermittelt wird. Auslöser sind die geforderten Beitragskürzungen des Churer Bischofs. > SEITE 3

.....

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Kindergottesdienst, Konfunterricht, Meditationsgruppe: «reformiert.» informiert Sie im zweiten Bund über das, was in Ihrer Kirchengemeinde läuft. > IM 2. BUND

Den Staat Israel verteidigen oder kritisieren?

NAHOST/ Das Echo auf unser Bethlehem-Dossier zeigt: Die Israel-Palästina-Frage spaltet auch die Kirche. «reformiert.» bringt zwei Exponenten an einen Tisch: Lukas Kundert und Hansruedi Guyer.

GUYER: Eine Frage vorweg. Können wir uns als Pfarrkollegen duzen?
KUNDERT: Meinetwegen. Ich bin Lukas.
GUYER: Freut mich. Ich bin Hansruedi.
KUNDERT: Ich habe auch eine Frage: Bin ich als Israel-Freund zum Gespräch eingeladen worden?

Als Kritiker von prononciert pro-palästinensischen Positionen, die innerhalb der reformierten Kirche vertreten werden.

KUNDERT: Dann möchte ich klarstellen: Ich bin nicht hier, um alle politischen Handlungen Israels zu legitimieren. Mein Anliegen ist es, Doppelstandards aufzudecken, weil Israel ständig an den Pranger gestellt und als Täterstaat verurteilt wird, seine arabischen Nachbarn hingegen als Opfer dargestellt werden.

«Ich habe Angst, dass sich Israel mit seiner Aggressionspolitik zunehmend isoliert.»

HANSRUEDI GUYER

GUYER: Bei aller Kritik an Israel: Ich würde diesem Staat nie das Existenzrecht absprechen. Aber ich habe Angst, dass das Land sich mit seiner Aggressionspolitik zunehmend isoliert, die Wut der Staatengemeinschaft provoziert und letztlich seine Selbstzerstörung heraufbeschwört.
KUNDERT: Was du hier sagst, Hansruedi, ist ungeheuerlich. Wer behauptet, dass Israel mit seinen Handlungen seine künftige Zerstörung selbst verschulde, hat Vernichtungsfantasien. Nur dem Land der Juden spricht man das Recht zur Selbstverteidigung ab. Darf sich Israel etwa nicht wehren?
GUYER: Doch, schon. Aber Israel ist nicht einfach Opfer. Warum setzt Israel immer auf Gewalt? Es ist im Nahen Osten die stärkste, weltweit die viertstärkste Militärmacht.
KUNDERT: Auch das ist eine Fantasie. Israel ist in Wirklichkeit schwach. Der Libanonkrieg gegen die Hisbollah im Jahr 2006 wurde zur Riesenkatastrophe, der Jom-Kippur-Krieg 1973 ging um ein Haar verloren.

Herr Guyer, Sie engagieren sich für das ökumenische EAPPI-Programm (s. Box rechts), das Menschenrechtsverletzungen auf der besetzten Westbank beobachtet. Warum?

GUYER: EAPPI ist ein unparteiisches, gewaltfreies Friedensprogramm der weltweiten Kirche. Seit meinem Studium in Paris 1961/62, wo ich mit dem algerischen Befreiungskrieg konfrontiert war, ist für mich die Befreiung der Dritten Welt wichtig. Daher meine Sympathie auch für die Palästinenser.

KUNDERT: Ist Israel für dich eine Kolonialmacht?

GUYER: Das zionistische Projekt ab 1890 war eine Kolonisierungsbewegung: Die Zionisten kauften Land von türkischen Beys, den Grossgrundbesitzern – die arabischen Fellachen wurden vom Boden vertrieben. Die These des Zionismus war und ist: Da gibt es ein Land ohne Volk für uns Juden, die wir ein Volk ohne Land sind.

KUNDERT: Das ist eine völlige Verkennung der Lage. In Palästina gab es immer Juden. Bereits in der Antike und im Mittelalter wanderten sie ein, im 13. Jahrhundert aus England und Frankreich, im 15. Jahrhundert aus Spanien, Anfang 20. Jahrhundert aus Nordafrika. In den 1950er-Jahren dann kamen Juden aus dem Jemen, dem Iran und Irak, auf der Flucht vor Pogromen.

GUYER: Das ist alles richtig. Und dennoch: Israel negiert das Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser – 1948 wurden Hunderttausende vertrieben, heute werden sie durch die Siedler auf der Westbank verdrängt.

Herr Kundert, warum kritisieren Sie das EAPPI-Programm?

KUNDERT: Weil ich den Eindruck habe, dass viele Teilnehmer einseitig skandalisiert aus der Westbank zurückkehren. Natürlich ist das, was dort passiert, die Konsequenz einer Kriegssituation, die nun seit über sechzig Jahren andauert. Das EAPPI-Programm hat blinde Flecken: Israel allein wird als Aggressor hingestellt. Wieso soll es nicht auf Raketenbeschuss und Terror reagieren dürfen?



Streit um Israel: Pfarrer Hansruedi Guyer (l.), Lukas Kundert, Kirchenratspräsident BS

GUYER: Ich bin geprägt von Auschwitz, von der Shoah. Ich stelle mich gegen jeglichen Antisemitismus. Gerade darum kritisiere ich auch die Menschenrechtsverletzungen durch Israel. Wenn ich sehe, wie die Siedler die Palästinenser bedrängen, wenn ich auf Mauern in Hebron «Kill the arabs» lese, habe ich Angst, dass sich Israel radikalisiert, ja faschistisiert.

«Wieso soll Israel nicht auf Raketenbeschuss und Terror reagieren dürfen?»

LUKAS KUNDERT

KUNDERT: Faschistierung Israels? Es ist skandalös, dass du einen solch belasteten Begriff in Bezug auf Israel, den einzigen Rechtsstaat dieser Region, in den Mund nimmst. Gegen diese Wortwahl wehre ich mich vehement. Damit wird das Ziel verfolgt, dem Staat Israel die Existenzberechtigung abzuspochen.

GUYER: Ich will Israel keineswegs delegitimieren. Aber ich will auch nicht über die Arroganz der Besatzungsmacht Israel hinwegsehen. Bildlich gesprochen: Wenn der eine Nachbar ständig in den Garten des anderen eindringt und dessen Beete kaputtmacht oder beschlag-

nahmt, darf er sich nicht wundern, wenn dieser zurückschlägt.

KUNDERT: Ich habe Mühe mit plakativen Argumentationen rund um die israelische Siedlungspolitik. Letzten Sommer hat das oberste israelische Gericht eine illegale Landnahme rückgängig gemacht. Der Rechtsstaat Israel funktioniert. Zudem ist der völkerrechtliche Status der Westbank ungeklärt, so lange ein Friedensabschluss fehlt.

Welche Lösung des palästinensisch-israelischen Konflikts erträumen Sie sich?

KUNDERT: Ich träume nicht für andere. Meine dringende Bitte an uns in der Schweiz: Mischen wir uns doch nicht dauernd ein, und versuchen wir nicht, uns auf Kosten von Israelis und Palästinensern einen Namen zu machen. Wir müssen zu diesem Konflikt endlich eine ähnlich distanzierte und reflektierte Haltung einnehmen wie etwa zum Tschetschenienkonflikt. Und als Kirchen haben wir der wachsenden antijüdischen und antiislamischen Stimmung in der Schweiz entgegenzutreten.

GUYER: Und ich bleibe dabei: Es ist auch im Interesse Israels, wenn wir seine rücksichtslose Politik kritisieren. Israel hat nur eine Zukunft, wenn es mit den Palästinensern und seinen Nachbarstaaten ein friedliches Auskommen findet.

GESPRÄCH: SAMUEL GEISER, MARTIN LEHMANN

EAPPI-Beobachter

SCHUTZ. Der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) lancierte 2002 das «Ecumenical Accompaniment Programme in Palestine and Israel» (EAPPI). Im Rahmen von EAPPI reisen internationale Beobachter, darunter auch Schweizerinnen und Schweizer, in die besetzten Gebiete Palästinas. Sie dokumentieren Verstösse gegen die Menschenrechte und gewähren Schutz durch ihre gewaltlose Anwesenheit – etwa bei der Olivenernte (www.eappi.org).

GELD. Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks) ermöglicht die Teilnahme von Schweizer EAPPI-Freiwilligen. Die reformierten Landeskirchen der Kantone Aargau, Bern-Jura-Solothurn, Graubünden, Luzern, Schaffhausen, Solothurn und Zürich unterstützen das EAPPI-Programm finanziell. Der Zürcher Kirchenrat kürzte vor Kurzem seinen Beitrag für EAPPI von 15 000 auf 5 000 Franken. SEL

INFORMATIONEN zur Menschenrechtsbeobachtung in Guatemala, Südmexiko, Honduras, Kolumbien und Palästina/Israel: – 9. Februar (13.30), Katholisches Hochschulinstitut (AKI), Hirschengraben 86, Zürich – 16. Februar (13.30), Bildungszentrum WWF, Bollwerk 35, Bern

HANSRUEDI GUYER, 74

war bis zu seiner Pensionierung 2002 Pfarrer in Wetzikon. 2003 war er erstmals als Menschenrechtsbeobachter in Palästina – im Rahmen des ökumenischen EAPPI-Programms (s. Box rechts oben). Seither nahm er vier Mal an einer Olivenernte in der Westbank teil, letztmals 2009.



LUKAS KUNDERT, 46

ist Pfarrer am Basler Münster, Präsident des Kirchenrats der evangelisch-reformierten Kirche Basel-Stadt und Titularprofessor für Neues Testament an der Universität Basel. Er studierte zwei Jahre in Israel und lebte in einem jemenitischen Quartier West-Jerusalems.

GEPREDIGT

GISELLA BELLERI ist
Pfarrerin in Chur Masans.



Aussergewöhnlich

«Hier haben wir keine bleibende Stätte. Sondern die zukünftige suchen wir.» Jahreslosung, Hebräer 13, 14.

EINZIGARTIG. Was auch immer das ausklingende Jahr für Sie gebracht hat an Gutem und Schönem, ob Sie Trauriges berührt hat oder Frohes, es ist einzigartig und aussergewöhnlich. Weil Sie einzigartig sind. Und darum kann nichts, das Ihnen widerfährt, gewöhnlich sein. Dass es uns gibt, und dass wir gerade jetzt da sind, das ist reines Glück. Vor 5 Milliarden Jahren ist die Erde entstanden, seit 1,9 Milliarden Jahren gibt es hier lebende Organismen, seit 2,5 Millionen Jahren Menschen. Und heute, da sind gerade wir hier, um über die vergangenen 365 Tage nachzudenken. Das ist doch erstaunlich!

RAUM. Wir sind ein Teil dieser Erde, wirken mit im Weltgefüge und schaffen Wirklichkeit. Wir tun das auch durch unser Nachdenken über das Vergangene. Damit erweitern wir unseren Lebensraum, denn wir schaffen Beziehungen, die Beziehung zu uns selber und zu anderen Lebewesen, zu Ereignissen in unserer Nähe und in der Ferne. Wir sind im Kleinen ein Abbild von etwas viel Grösserem. Jede unserer Zellen bildet den Kosmos ab, jeder Gedanke existiert als Energie weiter, jedes kleinste Wort hat seine Wirkung. Das Wort muss da gewesen sein, längst bevor es uns gab als Gedanke Gottes, als Logos.

ZEIT. Am 12. 12. 2012 waren Geburtskliniken überfüllt und in den Standesämtern gaben sich gehäuft Paare das Jawort fürs Leben. Möge es für alle ein Glückstag bleiben. Am 21. 12. 2012 befürchteten die einen den Weltuntergang, während andere ihr Dasein mit einer fröhlichen Party feierten. Es gibt Geburtstage, Hochzeitstag, Todestag von lieben Verstorbenen und andere. Solche Daten gehören zu unserem Leben. Sie schaffen Ordnung und geben uns das Gefühl eines sinnvollen Ablaufs der Ereignisse. Im neuen Jahr haben wir 365 Mal die Chance, etwas Besonderes zu tun. 8760 Stunden stehen uns zur Verfügung, um ein Gespräch zu führen, ein feines Essen zu kochen, einen Brief zu schreiben, oder für einen Spaziergang.

BEWEGUNG. So sehr wir uns nach Beständigkeit sehnen, so sehr brauchen wir das Vorwärtstreben und die Veränderung. Wir sind vielfach in Bewegung, atmen ein und aus, das Blut kreist in den Adern, die Gedanken kommen und gehen. Die Erde dreht sich um sich selbst, die Sonne, das Sonnensystem und die Galaxien kreisen umeinander, das ganze All dehnt sich aus und zieht sich irgendwann wieder zusammen. Die Jahreslosung für das Jahr 2013 ist eine Lebensweisheit. In der Vergangenheit ausharren ist nicht klug. Erinnerungen können täuschen und viel Kraft kosten, die uns für die Gegenwart fehlt. Also bleibt uns nichts anderes übrig, als das Zukünftige zu suchen und nach ihm zu streben mit unserem ganzen Herzen und all unserer Kraft. Das neue Jahr erwartet uns mit neuen Herausforderungen, neuen Chancen, neuen Ereignissen, mögen es frohe und gute sein. Amen

GEPREDIGT am 31.12.2012 in Trin

«Wir sind zum Spielball geworden»

ADEBAR/ Der Churer Bischof will die Beiträge für die Familienberatungsstelle «adebar» streichen. Der Grund: In den Beratungen geht es manchmal um Schwangerschaftsabbruch. Für die Reformierten ist das kein Thema.

Die katholische und reformierte Landeskirche Graubünden zählen zu den Gründungsmitgliedern der Beratungsstelle «adebar», welche die Frauenzentrale Graubünden 1974 ins Leben rief. Noch heute sitzen Vertreter beider Landeskirchen im Vorstand des Vereins. «Ohne die kirchliche Unterstützung müssten wir unsere Tätigkeiten kürzen oder höhere Honorare verlangen», sagt Stellenleiterin, Susanna Siegrist Moser. Davon betroffen wären zum Beispiel Präventionsveranstaltungen für Jugendliche und Schulklassen. Denn solche Angebote fallen nicht unter den gesetzlichen Auftrag der Beratungsstelle.

Bis heute unterstützen die beiden Landeskirchen die Familienberatungsstelle in Chur. Doch vor einem Jahr hatte der Bischof des Bistums Chur, Vitus Huonder, gefordert, den Beitrag der katholischen Kirche zu streichen, weil «adebar» auch Schwangerschaftsabbrüche begleite, was «gegen den katholischen Glauben» verstosse. Das katholische Kirchenparlament sprach sich für die Weiterführung des Beitrags aus mit der Auflage, dass er nicht für Beratungen über Abtreibungsmethoden eingesetzt werden dürfe.

LEBENSWICHTIG. Auch für die reformierte Landeskirche ist die finanzielle Unterstützung der Familienberatungsstelle unbestritten und ihre Haltung zum Schwangerschaftsabbruch klar. Die Schutzwürdigkeit des Lebens müsse in jedem Falle gewährleistet sein. Es sei falsch, dabei das Leben der Mutter gegen das des Kindes auszuspielen, sagt Thomas Gottschall, Dekan der Bündner Synode. Für die reformierte Kirche steht das eigenverantwortliche Handeln an erster Stelle. Eine Beratung unter Einbezug aller Betroffenen, «auch der Väter», sei deshalb lebenswichtig, so Gottschall. «Wer sind wir, dass wir über andere entscheiden dürfen?» fragt er. «Ohne Scheinheiligkeit», so Gottschall, «kommt man nicht darum herum, dass manchmal auch Abtreibung eine Lösung ist.»

Für Susanna Siegrist Moser geht es letztlich nicht um die «adebar», auf die der Bischof den Fokus richtet, sondern vielmehr um innerkirchliche Konflikte. «Wir sind zum Spielball der katholischen



Paarberatungen machen einen wichtigen Teil der Arbeit von «adebar» aus

Kirche geworden», ärgert sich Siegrist. Es stört sie, dass dadurch ein einseitiges Bild über die Tätigkeiten von «adebar» vermittelt wird. Das Präventionsangebot von «adebar» dient schliesslich dazu, nie in eine solche Lage zu geraten.

RÜCKLÄUFIG. So führt «adebar» beispielsweise regelmässig Veranstaltungen in Erwachsenenbildung und Sexualpädagogik durch. Letztere würden auch Pfarrpersonen mit Konfirmanden und Firmlingen, aber auch Katecheten mit Religionsklassen besuchen. Sogenannte Konfliktberatungen, in denen auch die Möglichkeit eines Schwangerschaftsabbruchs

besprochen wird, machten lediglich vierzehn Prozent aller Beratungen aus. Seitdem Frauen mehr Eigenverantwortung übernehmen könnten (mit der Einführung der Fristenregelung), ist die Zahl der Abtreibungen zurückgegangen. Siegrist wünscht sich, dass die Öffentlichkeit stärker auf die mangelnde Unterstützung für notleidende Eltern schaue. «Was fehlt, sind bessere Bedingungen für Mütter, Studentinnen und Familien mit geringem Einkommen auf dem Arbeitsmarkt», so die ausgebildete Sozialarbeiterin und Sexualpädagogin. «Diese sind nämlich verheerend.»

RITA GIANELLI

Was heisst adebar?

Gemäss Duden bedeutet das Wort «adebar» – seit dem Mittelalter in Gebrauch – Glücksbringer, umgedeutet von einer früheren Bezeichnung für den Storch. Aus der neuen Bedeutung entwickelte sich der Glaube, der Storch bringe dem Haus Segen, auf dem er nistet. Als Meister Adebar ist der Storch auch aus Fabeln der Kinderliteratur und aus Sprichwörtern bekannt.

INFO: www.adebar-gr.ch,
beratung@adebar-gr.ch,
Telefon: 0812503438

Nein zum Rund-um-die-Uhr-Shopping

SONNTAGSALLIANZ/ Mit ihrem Kampf gegen die «Verschlechterung des Arbeitsgesetzes auf Kosten der Angestellten» – mit Gewerkschaften, Linken und Arbeitsmedizinern – ernten die Kirchen Kritik.



Shoppieren auch am Sonntag: Kirchenleute wehren sich dagegen

Für die einen sind es bloss liberalere Öffnungszeiten für Tankstellenshops, für die anderen ist es ein frontaler Angriff auf das Nacht- und Sonntagsarbeitsgesetz. Der Nationalrat stimmte im Dezember einer Gesetzesänderung zu, die es ermöglicht, Tankstellenshops an sieben Tagen pro Woche rund um die Uhr zu öffnen. Und zwar nicht nur Läden an den Autobahnen, sondern auch in den Quartieren. Heute müssen zwischen 1 und 5 Uhr nachts Produkte, die nicht für den täglichen Gebrauch bestimmt sind, abgedeckt werden. Ihr Verkauf ist verboten.

KIRCHEN BESORGT. Eine breite Allianz aus Gewerkschaften, Linksparteien und Kirchen hat nun gegen die Gesetzesänderung das Referendum ergriffen. Für Martin Werlen, Abt des Klosters Einsiedeln, droht mit dem Rund-um-die-Uhr-Shopping der «identitätsstiftende Lebensrhythmus» verloren zu gehen. Würden der gemeinsame Feiertag und die Nachtruhe nicht mehr gelten, verliere die Gesellschaft Raum für Familie, Freunde und Gemeinschaft. Es drohe ein Burn-out.

Auch der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) engagiert sich für das Referendum. Otto Schäfer, SEK-Sozialethiker, betont, dass es nicht bloss um den christlichen Feiertag gehe, «obwohl natürlich das Arbeitsgesetz in europäischen Ländern christlich geprägt ist». Gespräche mit Repräsentanten anderer Religionen zeigten aber, dass die Forderung nach einem arbeitsfreien Wochentag ein breit unterstütztes Anliegen aller Religionsvertreter sei. Ein weiterer Grund für das kirchliche Engagement – so Liselotte Fueter, Kopräsidentin der Evangelischen Frauen Schweiz – sei, dass Tankstellenshops häufig «klassische Frauenjobs mit schlechten Arbeitsbedingungen» seien.

FREISINN VERÄRGERT. Kein Verständnis für das «kirchliche Einmischen in die Tagespolitik» haben die Zürcher Jungfreisinnigen. Sie, die gegenwärtig Unterschriften sammeln für die Abschaffung der juristischen Kirchensteuern, finden das «gewerbefreundliche Engagement» der Kirchen «deplaziert». RITA JOST

KIRCHENTELEGRAMM

SITZUNG VOM 13.12.2012

FACHSTELLEN. Als Übergangslösung bis zur definitiven Besetzung des neuen Fachstellen-Boards erhöht der Kirchenrat das Pensum der Fachstelle Erwachsenenbildung ab 1. Januar 2013 um 10 Prozent. Die Fachstelle ist neu auch Ansprechpartnerin für Fragen aus den Bereichen «Ökumene, Mission und Entwicklung» und «Seniorenarbeit». Sie übernimmt in begrenztem Umfang Aufgaben der bisherigen Fachstelle OeME, welche nach der Pensionierung der bisherigen Stelleninhaberin vorerst nicht besetzt wird.

MITTEILUNG von Kirchenratsaktuar Kurt Bosshard

NACHRICHTEN

Von Zimmermann ist neuer Leiter

MISSION 21. Der Theologe und Betriebswirt Karlo von Zimmermann ist neuer Leiter der Abteilung Internationale Beziehungen von Mission 21. Sie umfasst die Programm- und Projektarbeit des evangelisch-reformierten Missionswerks in Afrika, Asien und Lateinamerika. Von Zimmermann hat in Deutschland Geschichte, Philosophie und Evangelische Theologie studiert. Er verfügt über ein Zweitstudium in Gesundheits- und Sozialökonomie. Nach mehreren Jahren als Gemeindepfarrer war er Geschäftsführer der evangelischen Diakonie Hochfranken in Süddeutschland. Seit 2007 ist er Fachhochschuldozent für Management in Deutschland und der Schweiz und hat dabei einen internationalen Studiengang aufgebaut. **AW**

Solidarische Seelsorgende

CHUR. Mit einer Wahlfahrt nach Chur haben rund 600 Personen ihre Solidarität mit den Anliegen der Pfarrei-Initiative Schweiz bekundet. Rund 60 Seelsorgende aus dem Bistum überreichten vor dem Bischofspalast ihre Briefe mit persönlichen Erklärungen. Die Briefe wurden abgegeben, weil Bischof Vitus Huonder die Unterzeichnenden der Pfarrei-Initiative aufgefordert hatte, sich ihm schriftlich zu erklären. **REF.CH**

Exit verzeichnet Rekordzahl

MITGLIEDER. Exit hat 2012 so viele Neuanmeldungen verzeichnet wie noch nie: Über 7000 Mitglieder sind der Organisation beigetreten. Damit wurde das Rekordjahr 2011 mit 6000 Neuanmeldungen überboten, schreibt die «Sonntag/Mittellandzeitung». Gesamthaft zählt Exit 65 000 Mitglieder, 60 000 Patientenverfügungen wurden erlassen. **REF.CH**

«Zu denken, dass es jemand richten wird, reicht nicht»

UMWELTSCHUTZ/ Wie kann es trotz Krisenmeldungen gelingen, auf eine bessere Welt zu hoffen? Stephan Marks hat darüber ein Buch geschrieben.

Herr Marks, die Nachrichten über Klimakollaps, Wirtschaftskrisen und Verteilungskriege werden immer schlimmer. Haben Sie noch Hoffnung?

Ich bin nicht optimistisch, aber ich habe Hoffnung. Damit meine ich, dass eine bessere Zukunft gelingen könnte, denn wir haben die Fähigkeit, darauf hinzuwirken. Ich glaube aber nicht, dass es von alleine so kommt. Zu denken, dass es schon jemand richten wird, reicht nicht. Das wäre Optimismus, Wunsdenken, das genauso wenig bringt wie Pessimismus.

Vielen ist doch egal, was in der Welt passiert. Nach dem Motto «nach mir die Sintflut».

Vielleicht berührt es einige Menschen tatsächlich nicht, was in der Welt geschieht. Doch Fernsehen und Internet, die tägliche Nachrichtenflut, machen uns zu Zeugen von Unrecht, von Umweltkatastrophen, Hunger und Ausbeutung, und ich bin sicher, dass das die meisten nicht kaltlässt. Wir spüren, dass wir etwas tun sollten. Aber oft warten wir wie gelähmt wie das Kaninchen vor der Schlange und hoffen, dass sich die Schlange von allein verzieht.

Scheitern nicht schon die meisten bei der Frage «wo soll ich anfangen»?

Das ist genau das Problem. Wir denken «alles oder nichts», dabei gibt es viele kleine Handlungsmöglichkeiten. Jeder weiss inzwischen, warum es sinnvoller ist, einen Apfel aus der Region zu kaufen anstatt aus Neuseeland. Ob ich den Apfel links oder rechts im Regal auswähle, hat globale Auswirkungen.

Der Apfel aus Neuseeland ist billiger als der Bio-Apfel aus dem Fricktal.

Wir geben viel Geld aus für Waren, die wir eigentlich nicht benötigen. Die Werbung macht uns weis, dass, wenn wir

«Wir warten wie das gelähmte Kaninchen vor der Schlange und hoffen, dass sich die Schlange von allein verzieht.»

Durst haben, wir Cola brauchen. Es gibt überall kostenloses, gutes Trinkwasser, stattdessen kaufen wir Getränke, die aus grosser Entfernung herangekarrt werden. Wir sollten uns öfter fragen: Was brauche ich wirklich? Gegen den Durst muss ich nicht unbedingt Cola trinken. Wenn ich mobil sein will, brauche ich keinen Vierradantrieb. Dann bleibt auch Geld für den Apfel aus dem Fricktal. Ich zitiere Gandhi: «Die Erde kann die Bedürfnisse der Menschen befriedigen, aber nicht ihre Gier.»

Wer sich für die Umwelt engagiert, gilt entweder als Romantiker oder Miesepeter. Woher rührt das schlechte Image?

Man kann nicht punkten mit diesem Thema, man gewinnt keine Anerkennung. Und ich denke, weil im Grunde jeder weiss, dass wir die Natur ausbeuten. Meine Erfahrungen sind aber eher so: Wenn ich mich ohne Aufhebens und ohne Besserwisserei engagiere, reagiert mein Umfeld eher positiv. Ich muss meine Überzeugung ja nicht «miesepetrig» vertreten. Wer versucht, seine Mitmenschen mit dem Drohfinger zum Vegetarier zu bekehren, weckt damit eher die Lust auf ein dickes Schnitzel.



Stephan Marks plädiert für weniger, um mehr vom Leben zu haben

Es lohnt sich also nur schon, für das gute Gewissen zu handeln.

Jeder Mensch sehnt sich doch nach Integrität. Wenn ich gegen meine eigenen Werte verstosse, schäme ich mich vor mir selbst. Wir sind daran beteiligt, wenn gehungert wird und die Natur kaputtgeht, wir profitieren vom Unrecht und wissen das. «Du beruhigst dich damit nur dein schlechtes Gewissen» hört sich an, als sei das kein legitimer Grund. Dabei ist das Gewissen doch die Errungenschaft des Christentums. Während Jesus verhört wurde, leugnete Petrus seine Jüngerschaft zu ihm, und er schämte sich dafür. Genau um diesen Konflikt geht es: darum, den eigenen Werten treu zu bleiben, denn wer sagt, «ich kann ja doch nichts tun», entwürdigt sich selbst.

Im Buch schreiben Sie, der Prozess des Hoffens komme in Gang, indem ich «etwas tue». Inwiefern?

Indem ich handle, erhöhe ich ja die Chancen, dass das Erhoffte eintritt, das kann eine selbst erfüllende Prophezeiung werden. Der Theologe Fulbert Steffensky sagte: «Wenn ich vor einem Waffenlager sitze und protestiere, verweltelt meine Hoffungslosigkeit.» Ich muss nicht Politiker bei den Grünen sein. Es reichen kleine Schritte im Alltag, um Hoffnung schöpfen zu können.

Die Politik vermag die Leute bisher sowieso nicht vom Hocker zu reissen. Es gibt in der Schweiz kaum Kampagnen, die zum ressourcenbewussten Handeln animieren.

In der Politik werden noch immer vor allem negative Katastrophenszenarien gezeichnet und gesagt, was man alles nicht soll. Viele Beiträge zur Energiekrise erschöpfen sich zum Beispiel darin, Konsumverzicht einzufordern. Das ist jedoch ein Negativziel, und ich zweifle,

dass es auf viele Menschen anziehend wirkt. Statt Quantität sollte das Ziel Qualität sein: ein anderes Verhältnis zum Leben.

Wie meinen Sie das konkret?

Wir sollten nicht danach streben, möglichst viel zu besitzen, sondern danach, einen Lebensstil zu finden, der uns gut tut. Saubere Luft einzuatmen, Stille zu geniessen, in einem sauberen Fluss zu baden: Das alles bedeutet einen Gewinn an Lebensfreude, den viele Menschen nie erlebt haben. Dieser Gewinn sollte bei den Debatten über die Zukunft der Wirtschaft in den Vordergrund gestellt werden. Ein Vorbild könnte das kleine Land Bhutan sein, das den Erfolg der Politik nicht am Bruttosozialprodukt misst, sondern am Bruttosozialglück: Es richtet sich unter anderem am psychischen Wohlbefinden der Menschen aus.

Um den Prozess des Hoffens in sich loszutreten, schlagen Sie vor, sich regelmässig der Nachrichtenflut zu entziehen.

Wir werden von Informationen geradezu überschwemmt und wissen nicht mehr, was wir mit ihnen tun sollten. So nützen sie uns nichts, sie machen uns stumpf. Konsumiere ich weniger Nachrichten und lasse mir Zeit, darüber nachzudenken, berühren sie mich wieder. Daraus wächst das Bedürfnis, etwas zu tun. So beginnt der Prozess der Hoffnung. Indem wir wieder «merken», was mit uns geschieht, und darauf reagieren, indem wir die Gefühle zulassen. Dazu brauchen wir Augenblicke der Stille und Langsamkeit. Momente des Innehaltens, in denen wir uns fragen: Was tun wir uns selbst und der Schöpfung an mit unserem Lebensstil? Protestbewegungen wie Occupy zeigen, dass das Gespräch darüber in Gang gekommen ist.

INTERVIEW: ANOUK HOLTHUIZEN

STEPHAN MARKS, 62

ist Sozialwissenschaftler und Fortbildner in Freiburg. Seit vielen Jahren engagiert er sich für Frieden, Gerechtigkeit und Naturbewahrung. Er ist Autor zahlreicher Veröffentlichungen, vor allem zu den Themen Scham und Menschenwürde. Im Buch «Die Kunst, nicht abzustumpfen» zeigt er auf, was der Einzelne zu einer gelingenden Zukunft beitragen kann.

DIE KUNST NICHT ABZUSTUMPFEN. Gütersloher Verlagshaus 2012. Fr. 31.90.

VORBILDlich/ Sie teilen ihr Haus, ihr Wissen, ihr Geld: Beat Feurer, Simone Glinz, Marc van Wijnkoop
NACHDENKLICH/ Er warnt vor einer zunehmend egoistischen Gesellschaft: Pedro Lenz



Meins und deins

HAB UND GUT/ «What's Mine Is Yours» (Was mir gehört, gehört auch dir) heisst ein aktueller Bestseller der amerikanischen Trendforscherin Rachel Botsman, und auch das deutsche Magazin «Der Spiegel» prophezeit die Renaissance des Tauschens und Teilens. Beginnt nach der Zeit des Besitzen- und Habenmüssens jene des Geben- und Schenkens? «reformiert.» hat sich umgehört – und präsentiert ein Dossier über den Charme und den Stress des Teilens.

Wir teilen. Sie auch?

GELD UND GEIST/ Der eine teilt seine Wohnung mit einer ausländischen Familie, die andere ihr Wissen mit der weltweiten Internet-Community, der Dritte seinen Lohn mit weniger Begüterten: Drei Beispiele sinnvollen Teilens. Und drei Belege für die Behauptung, dass Teilen nicht nur sinnvoll ist, sondern auch glücklich macht.



«Ich versuche ganz einfach, offen zu leben»: Beat Feuerer mit «seinen» Kindern

Wie man Wohnraum teilt

Wer seine Wohnung kurz- oder längerfristig mit anderen teilen möchte – sei, weil sie zu gross geworden ist, sei, weil man sie eine Zeit lang nicht selbst bewohnt –, bekommt in der Schweiz von verschiedenen Organisationen Unterstützung. Zwei der bekanntesten Angebote sind der Service «Wohnen für Hilfe» (für Senioren, Studierende und Einelternfamilien) und das Projekt «Mitwohnservice», das in elf Städten eine grosse Anzahl von befristet leer stehenden Wohnungen anbietet. RJ

www.comviva-plus.ch
www.ums.ch

Der SVP-Politiker, der sein Haus teilt

WOHNRAUM/ Beat Feuerer lebt seit zwanzig Jahren in einer Wohngemeinschaft: Der frisch gebackene Bieler SVP-Gemeinderat teilt sein Haus mit einer tamilischen Familie.

Es war ein Bild, das sich kein Fotograf entgehen lassen wollte: Beat Feuerer, umringt von jubelnden Parteikollegen und flankiert von zwei dunkelhäutigen Kindern, um die er väterlich den Arm legte. Es war im letzten September, Wahnacht in Biel, und der 52-Jährige hatte soeben erfahren, dass er in die Stadtregierung gewählt worden ist, als erster SVP-Politiker überhaupt. Auf dem Bild strahlt er noch etwas ungläubig, die beiden Kinder, die dreizehnjährige Jemira und der zehnjährige Joel, blicken mit grossen Augen leicht gelangweilt in die Runde. Wie das Teenager im Kreis von Erwachsenen halt so tun.

FAMILIENMENSCH. «Ja, die Kinder interessieren sich nicht sonderlich für mein politisches Engagement», schmunzelt Beat Feuerer nachsichtig. Wichtiger sei ihnen, ob er Zeit habe für sie: Zeit fürs Aufgabenmachen, fürs Kochen, fürs Fussballspielen im Garten. Oder für gemeinsame Ferienreisen.

«Die Kinder» sind allerdings nicht Beat Feuerers Kinder, sondern jene der tamilischen Familie, die seit Jahr und Tag mit Feuerer unter einem Dach wohnt. Joel, Jemira und ihr vierzehnjähriger Bruder Josha sind zusammen mit ihren Eltern Beat Feuerers «Familie». Und sein «wahrer Reichtum im Leben».

PARADIESVOGEL. Beat Feuerer ist Immobilienreuhänder und befürwortet Fussgängerzonen, er ist bekennender Schwuler und SVP-Mitglied. Einige nennen ihn einen Paradiesvogel. Wohl vor allem, weil er etwas tut, was kaum einer zu tun bereit ist: Feuerer teilt sein Haus. Auf dem Türschild fehlt sein Name – obwohl das Backsteinhaus am Bieler Stadtrand ihm gehört: «Stimmt», stellt er trocken fest, «das sollte ich wohl mal ändern.»

Beat Feuerer bewohnt mit seinem Partner bloss zwei Parterrezimmer. «Die Familie» wohnt oben, im geräumigeren Teil des Hauses. Die beiden Wohnteile sind nicht voneinander abgetrennt. Man hört

sich, man riecht sich, man bekommt so einiges voneinander mit. Aber man lernt auch voneinander, sagt Feuerer und lacht herzlich: «Ich zum Beispiel musste merken, dass ich ein ziemlicher Bünzli sein kann, der es furchtbar gerne ordentlich hat.» Und die Tamilen? «Die mussten lernen, dass sie in meiner Küche nicht auf allen Herdplatten gleichzeitig kochen und brutzeln und alles voll dampfen können.»

NONKONFORMIST. «Eine gewachsene Geschichte» nennt Beat Feuerer seine Wohnform. Er, der als junger Mann Betreuer in Asylbewerberunterkünften war und ein Jahr in indischen Slums lebte, wollte nach seiner Rückkehr nach Biel einer Flüchtlingsfamilie praktisch helfen. Er nahm seinen tamilischen Kollegen und dessen Freundin bei sich in der Zweizimmerwohnung auf. Die Hausgemeinschaft wuchs, drei Kinder kamen zur Welt, man zog mehrmals um, aber blieb immer zusammen. Auch als Feuerer vor einigen

Jahren sein Coming-out hatte und nun auch noch sein Partner in die Wohngemeinschaft einzog.

IDEALIST? «Ganz problemlos ging das damals natürlich nicht», gibt Feuerer unumwunden zu. Erst dem Partner klarzumachen, dass er nur im Multipack zu haben sei, und dann der tamilischen Familie zu gestehen, dass er einen Mann liebe, sei nicht einfach gewesen. Aber Feuerer hats geschafft. Die Gemeinschaft hat gar die kürzlich erfolgte Scheidung des tamilischen Ehepaars überlebt. Feuerer ist überzeugt, dass ihr Experiment hundertprozentig gelungen sei.

«Man lernt voneinander. Ich zum Beispiel musste merken, dass ich ein ziemlicher Bünzli sein kann.»

BEAT FEUERER

Ist er ein Idealist? Nein, sagt er, er versuche einfach, offen zu leben. Und was würde er nie teilen? Beat Feuerer muss lange nachdenken. Dann sagt er dezidiert: «Das Auto!» RITA JOST



«Ein «Lohnteil» führt Menschen zusammen: Marc van Wijnkoop Lüthi und Christine Lüthi mit Tochter Jeanne

Der Theologe, der seinen Lohn teilt

PORTEMONNAIE/ Marc van Wijnkoop Lüthi will mit dem «Lohnteil» etwas gegen ungleiche Einkommen tun. Warum es einfach und doch so schwierig ist, andere an seinem Verdienst teilhaben zu lassen.

«Ich bin ein Sinnierer und Projektler», sagt der Theologe und Cellist Marc van Wijnkoop Lüthi, 49, Leiter der praktischen Ausbildung der reformierten Pfarrpersonen im Kanton Bern. Schon immer habe er über das Teilen nachgedacht, wie es Jesus in den Evangelien vorlebte, im Speisungswunder etwa: «Mich fasziniert die Idee, Ungleiches so zusammzusetzen, dass es zusammen-

spielt.» Zum Beispiel ungleiche Löhne. Auf die Idee kam Marc van Wijnkoop Lüthi in Rumänien, wo er zwischen 1999 und 2002 an der lutherischen Fakultät in Sibiu Theologie unterrichtete. «Ich sah, wie meine rumänischen Kollegen unter den westlichen Almosen litten: unter den Spenden, die ihnen zwar Forschungsaufenthalte im Ausland ermöglichten, sie aber auch abhängig machten.» Für Marc

van Wijnkoop und seine Frau Christine Lüthi ein Schlüsselereignis: Sie diskutierten, «ob dieses Unbehagen nicht in einem klugen und balancierten System aufzufangen wäre». Am Familientisch in Sibiu wurde die Idee des «Lohnteil» geboren – und, zurück in der Schweiz, modellhaft umgesetzt. Van Wijnkoop-Lüthi (Monatseinkommen: 7000 Franken) vereinbarten mit einer rumänischen Familie

(Monatseinkommen: 200 Euro), je drei Prozent ihres Lohns in eine gemeinsame Kasse zu geben: also 210 Franken die einen, 6 Euro die anderen. Von diesem Betrag nahmen dann beide Seiten je die Hälfte. Drei Jahre lang, bis 2005, spielte dieser «Lohnteil»: «bis die rumänische Partnerfamilie fand, sie wolle und könne jetzt auf den Zustupf verzichten».

EINBLICK. Ja, ein «Lohnteil» bringe einen Zustupf für jene mit dem kleinen Portemonnaie. Darüber hinaus aber beiden Partnern Einblick in die Lebenssituation des andern. «Beide geben prozentual gleich viel von ihrer Lebenskraft in die Kasse. Beide erleben sinnlich, dass hinter dem Lohnunterschied nicht eine Leistungs-, sondern eine Systemdifferenz steckt», sagt Marc van Wijnkoop. «Teilen ist nicht Spenden: Wer spendet, muss oder will nicht wissen, wie es auf der andern Seite aussieht. Wer teilt, schon.»

EINSICHT. Und just diese «Verbindlichkeit und Offenheit» sei wohl der Grund, dass der «Lohnteil», den van Wijnkoop seit 2012 mit einem Verein propagiert (s. Box rechts), in der Schweiz nicht recht Fuss fasst. «Man muss innere Widerstände überwinden, wenn man sein Lohnkonto aufdecken und eine längere Verpflichtung eingehen will.» Kommt dazu, dass eben jeder, auch jener mit dem grossen Lohn, «sein Budget meist voll ausschöpft».

Und doch: Marc van Wijnkoop glaubt an die Idee, «die so einfach klingt und so schwer umzusetzen ist». Denn an Visionen mangelt es ihm nicht. Wie wärs mit einem «Lohnteil» zwischen Architekten-, Lehrer- oder Pfarrteams in verschiedenen Ländern? Oder firmenintern zwischen oberem Kader und unteren Chargen? Oder parteiintern zwischen Bundesrat und Dorfparteisekretär? Oder zwischen Banker und Künstlerin?

«Ein «Lohnteil» führt Menschen zusammen, die sich sonst nie begegnen würden.» **SAMUEL GEISER**

Wie man Löhne teilt

Der Verein «Lohnteil» regt an, dass Menschen mit ungleichen Löhnen ein Teil ihres Einkommens miteinander teilen. Sie verhandeln eine Laufzeit des «Teils», legen den Lohnprozentsatz fest und bezahlen monatlich ihren Anteil in den gemeinsamen Korb: die vermögendere Seite mehr, die bedürftigere weniger, aber beide denselben Anteil ihrer Arbeitskraft. Und dann wird geteilt.

www.lohnteil.ch



«Ich hoffe, dass Open Source in zwanzig Jahren so bekannt ist wie heute das Bio-Label»: Simone Glinz

Die Informatikerin, die ihr Wissen teilt

SOFTWARE/ Simone Glinz setzt sich in ihrer Freizeit dafür ein, Software weiterzuentwickeln. Davon profitieren User auf der ganzen Welt: Privatpersonen, Organisationen, Firmen.

«Ich bin nicht gegen die Marktwirtschaft. Und Microsoft und Apple sind auch nicht per se böse»: Gleich zu Beginn des Gesprächs macht Simone Glinz klar, dass sie sich nicht dem antikapitalistischen Lager zuordnen lässt. Trotzdem geht die 25-jährige Frau aus Uster auf Distanz zu den grossen Softwareanbietern: «Viele Leute finden Windows oder Mac einfach toll, aber es fehlt ihnen das Bewusstsein,

dass sie sich in Abhängigkeit der Computerkonzerne begeben und dass es Alternativen zu deren teurer Software gibt.»

FASZINIERT. Für die Programmiererin ist Informatik sehr viel mehr als bloss eine simple Anwendung von kommerzieller Computersoftware. Sie ist fasziniert von der Herausforderung beim Lösen von Programmproblemen; viele Stunden hat

sie schon mit der Weiterentwicklung frei verfügbarer Software verbracht. Hat sie eine Lösung gefunden, stellt sie diese ins Internet. Danach kann, entsprechend der Open-Source-Philosophie, davon profitieren, wer immer will. Simone Glinz teilt so freiwillig ihr Wissen mit der Gesellschaft. Aus idealistischen Gründen gibt sie einen Grossteil ihrer Freizeit dafür her – ohne finanzielle Abgeltung.

ENGAGIERT. Vor acht Jahren, noch während der Lehre, rutschte sie mehr oder weniger zufällig in die Open-Source-Gemeinschaft hinein. Nachdem sie Linux installiert hatte – ein modular aufgebautes Betriebssystem, das von Softwareentwicklern und Freiwilligen auf der ganzen Welt kreiert worden ist und permanent weiterentwickelt wird –, wusste sie irgendwann nicht mehr weiter. Im Internet fand sie Rat, die weltweite Linux-Community bot ihr Hilfe an. Später trat sie der Swiss Open Systems User Group (Verein ch.open) bei, die sich die Förderung von freier Software auf die Fahne geschrieben hat. Und dort wirkte sie jahrelang ehrenamtlich im Vorstand mit: als jüngstes Mitglied und erste Frau.

MOTIVIERT. Natürlich steckt hinter Simone Glinz' Engagement nicht nur Idealismus, sondern auch Eigennutz: Das erworbene Wissen hilft ihr beruflich weiter, zudem konnte sie ihre Eigeninitiative und Selbstständigkeit weiterentwickeln. «Und ich lernte auch, mit Frustrationen und Scheitern umzugehen.»

Simone Glinz bricht auch eine Lanze für die Hacker. Diesen hafte landläufig ein negatives Image an: jenes von Kriminellen, die in Netzwerke eindringen und dort Zerstörung anrichten würden. Für die Open-Source-Gemeinde hingegen sind Hacker unabhängige Querdenker, die hartnäckig an Softwareproblemen herumtüteln, diese möglichst elegant zu lösen versuchen und sie anschliessend mit der Gesellschaft teilen.

Ihre Hauptaufgabe sieht Simone Glinz darin, die junge Generation der Computereinsteiger mit der etwas älteren Generation von ch.open zusammenzubringen. Dass Open Source bei den Endanwendern nach wie vor wenig bekannt ist, führt sie vor allem auf das fehlende Supportangebot zurück. Das möchte sie ändern: «Meine Vision ist, dass Open Source in zwanzig Jahren so bekannt ist wie heute das Bio-Label.»

STEFAN SCHNEIDER

Wie man Software teilt

Unter Open Source (dt.: offene Quelle; man spricht auch von «freier Software») versteht man ein Konzept, wonach Computerprogramme mit ihrem Quellcode – also mitsamt dem in der Programmiersprache definierten Inhalt – ausgeliefert werden. So hat der User die Möglichkeit, die Software zu benutzen, zu kopieren, zu verändern und beliebig weiterzugeben. **STS**

www.ch-open.ch

«Notfalls teile ich sogar meine Zahnbürste»

INTERVIEW/ Das Bewusstsein, dass man mit den Bedürftigen teilen soll, gehe zusehends verloren, sagt der Schriftsteller Pedro Lenz. Ein Gespräch in der Beiz – über Habgier und Solidarität, die Steuererklärung und das Wunder des Teilens.



«Teilen können ist nicht angeboren, sondern eine kulturelle Errungenschaft»: Pedro Lenz, Schriftsteller

Zum Einstieg ein bisschen Biblexegese, Pedro Lenz: Legen Sie bitte den Text über die «wundersame Brotvermehrung» aus (s. Box). Den kenne ich gut. Die Geschichte gefällt mir irrsinnig, weil sie so bodenständig ist. Es geht um ein ganz praktisches Problem: Da sitzen Menschen, und die haben vom langen Zuhören Hunger. Es ist wie an einem Openair: Viele Leute sind beieinander, doch der Bratwurststand fehlt. Was tun? Jesus fordert seine Jünger auf, das Wenige, was sie mitgenommen haben, zu verteilen. Und jetzt geschieht tatsächlich ein Wunder – aber das besteht nicht darin, dass Jesus auf miraculöse Art und Weise Brot und Fisch vervielfacht, sondern dass alle Leute zu teilen beginnen. Wie Jesus packen auch sie ihr Mitgenommenes aus und reichen es herum. Niemand schaut nur für sich, niemand hamstert auf Vorrat, niemand zeigt mit seinen Sachen. Man teilt.

Und das ist ein Wunder?

Ja. Im Alltag nehmen wir oft mehr, als wir bräuchten. Wenn etwas gratis ist, sowieso. In der Bibelgeschichte jedoch nehmen alle mit Mass und teilen das Ihrige. Von Raffgier keine Spur, niemand hat Angst, zu kurz zu kommen.

Diese Angst beobachten Sie heute?

Wenn ich heute aufs Tram warte, dann steige ich, wenn ich nicht die Ellbogen ausfahre, bestimmt als Letzter ein, auch wenn ich vielleicht zuerst da war. Die Leute haben Angst, dass sie zu kurz kommen, und wer Angst hat, wird rücksichtslos.

Schon kürzlich haben Sie in der «Zeit» über die Entsolidarisierung, die Rücksichtslosigkeit, die Ellbogengesellschaft geklagt. Sind Sie ein Kulturpessimist?

Ich finde nicht, früher sei alles besser gewesen. Aber es läuft in unserer Gesellschaft einiges falsch.

Nämlich?

Die Leute wissen zum Beispiel nicht mehr, was privat und was öffentlich ist. Sie machen intimste Dinge öffentlich: Sie zeigen via Facebook der halben Welt ihre Ferienbilder oder geben über die Änderung des Beziehungsstatus bekannt, dass sie sich getrennt haben. Gleichzeitig belegen sie den öffentlichen Raum, als wäre er ihre Stube: Sie setzen sich in den Zug, ziehen die Schuhe aus, mampfen ihr Sandwich – benehmen sich also, als sässen sie daheim auf dem Sofa. Oder sie gehen im Morgenrock und mit den Adiletten zum Bahnhofskiosk, um eine Zeitung zu kaufen. Sie merken nicht mehr, wo der private Raum aufhört und der öffentliche beginnt – und umgekehrt.

Hoppla: Schriftsteller Pedro Lenz ärgert sich über fehlende Manieren seiner Mitbürger.

Es geht um mehr als um Anstand. Wenn private und öffentliche Sphäre verwischt werden, fehlt das Bewusstsein, was Öffentlichkeit überhaupt ist: nämlich Gemeinschaft, Gemeinwesen. Die Verantwortung füreinander geht verloren, man versteht sich nicht mehr als Teil eines Ganzen. Ich höre hier in der Beiz oft, wie Leute über die Steuern fluchen. Die wissen nicht mehr, was Steuern sind!

Was sind denn Steuern?

Steuern zahlt man, damit die Öffentlichkeit aufrechterhalten werden kann. Damit wir zusammenleben können. Ich jedenfalls zahle gerne Steuern, weil mein Geld auch jenen zugutekommt, denen es schlechter geht. Ich bin so erzogen worden – in der Familie, auch im kirchlichen Unterricht: dass man mit den Zukurzgekommenen teilen soll. Dieses Verständnis geht allmählich verloren. Heute ist einer, der nichts hat, ein Loser, ein Versager, ein Verlierer. Man fühlt sich nicht mehr verantwortlich für ihn; ja, man hat Angst, er nehme einem etwas weg. Dass sich unsere Gesellschaft entsolidarisiert, merkt man spätestens am Umgang mit Asylsuchenden: Der ist ein Hohn.

Kann man das Teilen lernen?

Man kann und man muss. Teilkönnen ist nicht angeboren, es ist eine kulturelle Errungenschaft. Aber das Wissen, teilen zu müssen, schwindet. Die Vorbilder in Wirtschaft und Politik – von Marcel Ospel über Konrad Hummler bis Silvio Berlusconi – sind Repräsentanten der Gier, und sie werden für ihre zweifelhafte Geldscheffelei auch noch bewundert.

Was teilen Sie?

Meine Wohnung, wenn jemand ein Bett braucht. Sogar die Zahnbürste, wenn der Gast keine dabei hat. Mein Geld: Bettler kriegen regelmässig Stutz, Hilfswerke auch. Und wenn mich ein Freund anpumpt, dann bekommt er das Geld, ohne dass er versprechen muss, dass er es zurückzahlt. Er soll nicht die Strassenseite wechseln müssen, weil er in meiner Schuld steht. Geld ausleihen kann Freundschaften zerstören.

Wundersame Brotvermehrung

«Als es Abend wurde, kamen die Jünger zu ihm und sagten: Der Ort ist abgelegen, und es ist schon spät geworden. Schick doch die Menschen weg, damit sie in die Dörfer gehen und sich etwas zu essen kaufen können. Jesus antwortete: Sie brauchen nicht wegzugehen. Gebt ihr ihnen zu essen! Sie sagten zu ihm: Wir haben nur fünf Brote und zwei Fische bei uns. Darauf antwortete er: Bringt sie her! Dann ordnete er an, die Leute sollten sich ins Gras setzen. Und er nahm die fünf Brote und die zwei Fische, blickte zum Himmel auf, sprach den Lobpreis, brach die Brote und gab sie den Jüngern; die Jünger aber gaben sie den Leuten, und alle assen und wurden satt. Als die Jünger die übrig gebliebenen Brotstücke einsammelten, wurden zwölf Körbe voll. Es waren etwa fünftausend Männer, die an dem Mahl teilnahmen, dazu noch Frauen und Kinder.» (Matthäus 14, 15–21)

Grosszügig zu sein, habe ich übrigens nicht bei den Reichen gelernt, sondern bei den Armen: auf dem Bau, bei den spanischen Saisoniers. Die haben die Runden in der Beiz bezahlt, ohne stets argwöhnisch nachzufragen, ob nicht vielleicht ein anderer an der Reihe wäre.

Und was teilen Sie nicht?

Meine Freundin. Ich will mich emotional nicht überfordern.

Und wie stehts mit Ihren eigenen Werken? Sobald es um das Urheberrecht geht, wollen Kulturschaffende nur ungern teilen.

Das Urheberrecht ist Teil meines Lohns: Wenn ich ein halbes Jahr an einem Buch arbeite, habe ich so lange keine Einkünfte; ich bin darauf angewiesen, dass mein Buch verkauft und nicht einfach frei zugänglich ins Netz gestellt wird. Gleichzeitig müsste man darüber diskutieren, ob das Urheberrecht nicht auch mal auslaufen kann. Warum soll ich, wenn die Verkäufe des Buchs meinen Aufwand gedeckt haben, noch weitere zehn Jahre davon profitieren können? Warum darf Paul McCartney noch fünfzig Jahre später vom Erfolg der Beatles zehren? Euch beiden zahlt man in zehn Jahren ja auch nicht noch einmal den Lohn für den Januar 2013, auch wenn ihr jetzt vielleicht grad eine ganz besonders gelungene «reformiert.»-Ausgabe macht ...

INTERVIEW: MARTIN LEHMANN, FELIX REICH

PEDRO LENZ

ist einer der aktuell erfolgreichsten Schweizer Autoren. Sein Bestseller-Mundartroman «Dr Goalie bin ig» ist derzeit auf der Bühne des Berner Stadttheaters zu sehen und wird demnächst auch verfilmt. Pedro Lenz, in Langenthal aufgewachsen, machte zuerst eine Lehre als Maurer und war dann mehrere Jahre als katholischer Jugendar-

beiter tätig. 1995 holte er die Matura nach, seit 2001 lebt er vom Schreiben. Zusammen mit dem Schriftsteller Alex Capus und dem Journalisten Werner de Schepper hat der 47-jährige Lenz das Restaurant Flügelrad in Olten gekauft. Hier wohnt er nun, schaut den Leuten aufs Maul – und empfängt Journalisten zum Gespräch. **MLK**

www.pedrolenz.ch

Heiliger? Genie? Mensch!

ALBERT SCHWEITZER/ Vor hundert Jahren reiste er nach Lambarene aus. Als Urwalddoktor ging er in die Geschichte ein. Doch Schweitzer war auch Organist, undogmatischer Theologe und Pazifist.

Am 26. März 1913 schifften sich Albert Schweitzer und seine Frau Helene in Bordeaux im Dampfer «Europe» ein, um nach Afrika zu fahren. Drei Wochen später erreichten sie Lambarene am Ogowe-Fluss, eine Station der Pariser Mission. Dort sollten Helene und Albert Schweitzer – damals als Elsässer deutsche Staatsbürger – als «unabhängige medizinische Helfer» arbeiten. Gefragt war der Arzt Schweitzer – aber nicht der Theologe. Denn gegen den liberalen Theologen herrschte in der pietistisch ge-

«Schweitzer entkrampfte mit seinem Grundsatz «Ehrfurcht vor dem Leben» ein erstarrtes Christentum.»

ULRICH LUZ

prägten Pariser Mission tiefes Misstrauen. Schweitzer war damals Privatdozent für Neues Testament an der Evangelisch-theologischen Fakultät Strassburg.

VERSÖHNER. Neben der Privatdozententätigkeit hatte er seit 1905 Medizin studiert und dieses Studium im Jahre 1912 mit einer Dissertation – seiner dritten! – abgeschlossen. Helene Schweitzer-Bresslau, die aus einer jüdischen Familie stammte, hatte sich zur Krankenschwester ausbilden lassen. Während ihrer Ausbildung hatte sie sich mit Tuberkulose infiziert, von der sie nie ganz geheilt werden konnte.

Der Zweite Weltkrieg stand vor der Tür. Aber das hielt die Schweitzers, die fest an die deutsch-französische Versöhnung glaubten, nicht davon ab, in die französische Kolonie Äquatorialafrika (das

heutige Gabun) zu fahren. Bereits 1917 kam ihre Arbeit in Lambarene zu einem ersten Ende: Die französische Regierung liess alle «feindlichen Ausländer» nach Frankreich deportieren und dort als Kriegsgefangene internieren. Auch den Arzt und die Krankenschwester.

GENIE. Heute gilt Albert Schweitzer als der grösste «Heilige» des 20. Jahrhunderts. Er war ein Genie mit unglaublicher Schaffenskraft: Er arbeitete, ja schuftete tagsüber und schrieb in der Nacht. Er blieb zeitlebens Theologe, und zwar einer der bedeutendsten Neutestamentler des letzten Jahrhunderts. Seine Thesen über Jesus und Paulus werden heute noch intensiv diskutiert. Er predigte jeden Sonntag: Hunderte von Predigten vor allem aus seiner ersten Lebenshälfte, als er sie noch wortwörtlich aufschrieb, wurden veröffentlicht und bewegen noch heute. Er war ein Mystiker voller Lebensbejahung: Mit seinem Grundsatz der «Ehrfurcht vor dem Leben» entkrampfte er ein dogmatisch erstarrtes Christentum und schlug zugleich eine Brücke zu nicht christlichen Religionen.

PAZIFIST. Ferner war Albert Schweitzer ein Pionier der angepassten Tropenmedizin, der Tausenden von Menschen das Leben rettete. Er kämpfte gegen die Atombombe und wurde dadurch mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Er war ein grosser Bach-Forscher und hochbegabter Organist, der Lambarene zu einem nicht geringen Teil durch Orgelkonzerte finanzierte.

Aber Albert Schweitzer war nicht nur ein Genie, sondern auch ein Mensch mit dunklen Seiten: Seine Auffassungen über die Schwarzen und ihre Kultur (beziehungsweise ihre vermeintliche Kulturlosigkeit) waren 1915 in vielem fortschrittlich, aber 1960 reaktionär;



Schuftete tagsüber und schrieb in der Nacht: Albert Schweitzer

Schweitzer hielt mit unglaublicher Sturheit an ihnen fest. Er war gegenüber den Nazis kompromisslos, aber nach dem Zweiten Weltkrieg, so finden manche, gegenüber den Kommunisten in Osteuropa naiv. Auch seine tropenmedizinischen Grundsätze sind sehr umstritten.

MENSCH. Und schliesslich ist Albert Schweitzer ein Mensch voller menschlicher Tragik: Seine Frau Helene konnte wegen ihrer Tuberkulose nur selten in Lambarene sein und hat darunter sehr gelitten. Ihr Mann wohl auch, aber Albert Schweitzer konnte seinen Schmerz über diese Trennung durch rastlose Tätigkeit zudecken. Albert Schweitzer: Genie, Heiliger und Mensch mit hellen und dunklen Seiten. Es lohnt sich, sich im Jubiläumsjahr mit ihm zu beschäftigen. **ULRICH LUZ***

* Ulrich Luz war bis 2003 Professor für Neues Testament an der Universität Bern und ist Mitherausgeber der Werke aus dem Nachlass Albert Schweitzers

Hundert Jahre Lambarene

Aus Anlass des Jubiläums der Gründung des Albert-Schweitzer-Spitals in Lambarene widmet sich das Collegium generale der Universität Bern in einer Vortragsreihe dem vielfältigen Wirken Schweitzers als Theologe, Ethiker, Mediziner, Organist und Politiker.

INFOS:
www.collegiumgenerale.unibe.ch
Weitere Veranstaltungen im Jubiläumsjahr:
www.albert-schweitzer.ch

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI
ist Publizist
und Buchautor



Der schweigende Ruf des Gähnens

RÄTSEL. Die Fische tun es, die Vögel, die Mäuse, die Pferde, die Hunde – und die Menschen tun es auch. Warum sie es tun, ist bis heute nicht klar. Das Gähnen bleibt für die Wissenschaft ein Rätsel. Ein Mensch gähnt durchschnittlich zehnmal pro Tag und beginnt damit schon als Fötus im Mutterleib.

Es gibt eine Reihe von Theorien, welche das Phänomen zu erklären versuchen. Doch jede hat sich bisher als falsch erwiesen. Auch die beliebte These vom Sauerstoffmangel ist mittlerweile widerlegt. Kurz: Das Gähnen scheint keine für den Körper notwendige Funktion zu haben.

REFLEX. Ausgelöst wird der seltsame Reflex besonders bei Müdigkeit oder Langeweile. Es beginnt mit einem leichten Ziehen zwischen Rachen und Ohren. Wenn dieses stark genug ist, öffnet sich der Mund, und zwar ziemlich weit, während die Lungen tief Luft einsaugen. Gähnkünstler verbinden das Ganze mit einem Laut oder einer kleinen Melodie. Das eignet sich übrigens auch, um abendliche Gäste zu vertreiben, die nicht mehr nach Hause wollen. Das Zeichen wird sofort verstanden.

RUF. Der englische Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton (1874–1936) bezeichnete das Gähnen als «schweigenden Ruf». Tatsächlich können auf diese Weise viele Botschaften übermittelt werden. Ob das den Gähnenden immer so bewusst ist, bleibt eine andere Frage. Und für die Angegähnten ist ein schweigender Ruf manchmal nicht leicht zu übersetzen: Findet mein Gegenüber mit dem weit aufgerissenen Kiefer mich langweilig? Möchte er mich loswerden? Oder ist sie einfach müde? Doch dann passiert es: Ich beginne plötzlich selbst zu gähnen.

MITGEFÜHL. Gähnen steckt bekanntlich an. Das ist einer der wenigen Punkte, der in der Forschung heute unbestritten ist. Die Experten haben dafür auch eine Erklärung: Empathie. Das Einfühlungsvermögen in eine andere Person bewirkt, dass wir unbewusst ihr Verhalten übernehmen. Untersuchungen zeigen: Je mehr Mitgefühl wir haben, umso leichter lassen wir uns anstecken. Dasselbe gilt übrigens auch für das Lächeln oder die Sorgenfalten. Wir neigen dazu, den Gesichtsausdruck anderer Menschen zu kopieren, um sie besser zu verstehen.

NATUR. Es gibt Gähn-Forscher, Gähn-Konferenzen und Gähn-Studien. Sie haben einiges herausgefunden. Nur die Hauptsache nicht: den Zweck des Gähnens. Kann es sein, dass es gar keinen hat? Die Natur orientiert sich zum Glück nicht allein am Prinzip der Zweckmässigkeit. Sie bringt auch Dinge hervor, die keinen messbaren Nutzen haben, aber einfach schön sind. Wie wohl-tuend ist es doch, so richtig herzlich zu gähnen! Übrigens kann bereits der Gedanke daran den entsprechenden Impuls auslösen. Wenn Sie bei der Lektüre dieser Zeilen jetzt den Mund aufreissen und tief Luft holen, liegt das nicht an mir, sondern an Ihrem guten Einfühlungsvermögen.

A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z

ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert Biblisches, Christliches und Kirchliches – für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.

M Ä R T Y R E R

Ein Märtyrer ist ein Mensch, der für seine Überzeugung den gewaltsamen Tod durch seine Gegner hinnimmt. Der Begriff leitet sich vom griechischen «martyrs» ab, dem «Zeugen». In der frühen Kirche genossen Blutzugehörige höchste Anerkennung. Ihr standhafter Glaube und ihre Nachahmung des Leidens Christi fand Bewunderer. Für die Anfänge gilt: «Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche.» Bis das Christentum um 380 Staatsreligion im Römischen Reich wird, erleiden seine Anhänger Wellen von Verfolgung. Als Urvater aller Märtyrer

gilt der gesteinigte Stephanus, bekannt aus Apostelgeschichte 7, doch erst seit der Hinrichtung Polykarps um 160 wird der Begriff «Märtyrer» verwendet. Von ihm und zahlreichen weiteren Zeugen werden Märtyrerakten angelegt, die als heilige Schriften in Umlauf gelangen.

Das bekennerechte Martyrium ist eigentlich ein Paradox: Selbstbehauptung wird durch Selbsthingabe erreicht. In der Neuzeit ist diese Leidensbereitschaft rar, dafür geniessen moderne Märtyrer wie Martin Luther King oder Dietrich Bonhoeffer umso mehr Res-

pekt. Ihr Mut macht sie zu neuzeitlichen «Glaubenshelfern». Sie gelten als Hoffnungszeichen dafür, dass die Macht der Unterdrücker zu brechen ist.

Anders eine traurige Aktualität: Hundert Millionen Christen werden heute weltweit verfolgt. Der militante Islam hat das machtverliebte Christentum, das Jahrhunderte lang unzweifelhaft seine Gegner eliminierte, abgelöst. Er pervertiert gottergebene Muslime zu «Waffen». Noch glauben diese Märtyrer an den direkten Weg ins Paradies.

MARIANNE VOGEL KOPP

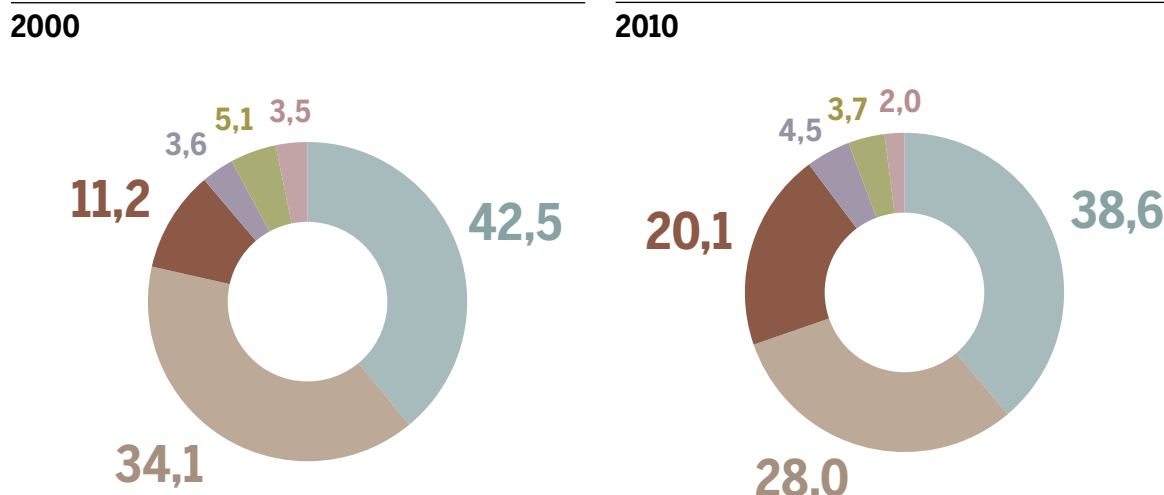
Weniger Reformierte

VOLKSZÄHLUNG/ Bei der Auswertung der Religionszugehörigkeit sind Fehler passiert: Freikirchler wurden irrtümlich als Reformierte aufgeführt.

Als das Bundesamt für Statistik (BFS) im Juni letzten Jahres die neusten Zahlen zur Religionszugehörigkeit der Schweizer Bevölkerung präsentierte, gabs eine dicke Überraschung: Dass sich die Zahl der Konfessionslosen zwischen 2000 und 2010 fast verdoppelt hatte (von 11,2 auf 20,1 Prozent; vgl. Grafik), war allgemein erwartet worden – dass aber ausgerechnet die Freikirchen mehr als ein Drittel ihrer Mitglieder verloren haben sollten, löste weitherum Stirnrunzeln und Händeringen aus.

«Die Zahlen sind uns ein Rätsel», liess Max Schläpfer, Präsident des Verbands evangelischer Freikirchen und Gemeinden (VFG), nach einer Blitzumfrage bei den fünfzehn Mitgliedsgemeinden irritiert verlauten: Zwar hätten einige der Gemeinschaften – etwa die Heilsarmee und die Methodisten – tatsächlich Mitglieder verloren, Pfingst- und Freie Missionsgemeinden hingegen hätten zugelegt. «Wir gehen davon aus, dass der Bestand der Freikirchen insgesamt stabil geblieben ist», so Schläpfer im Sommer gegenüber «reformiert.»

SCHRUMPUNGSPROZESS. Heute, einige Monate später, lässt sich sagen: Schläpfer hatte recht, die vom BFS vorgelegten Zahlen waren teilweise falsch. «Uns ist ein Codierungsfehler unterlaufen»,



ANTEIL DER KONFESSIONEN AN DER SCHWEIZER WOHNBEVÖLKERUNG IN %
 RÖMISCH-KATHOLISCH
 EVANGELISCH-REFORMIERT
 KONFESSIONSLOS
 MUSLIMISCH
 WEITERE*
 UNBEKANNT / KEINE ANGABE

* CHRISTKATHOLISCH, JÜDISCH, FREIKIRCHLICH, BUDDHISTISCH, HINDUISTISCH, ANDERE RELIGIONSGEMEINSCHAFTEN
 BASIS: PERSONEN DER STÄNDIGEN WOHNBEVÖLKERUNG IN DER SCHWEIZ AB VOLLENDETEM 15. ALTERSJAHR, DIE IN PRIVATHAUSHALTEN LEBEN
 QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

räumt Christoph Freymond, stellvertretender Leiter der Sektion Bevölkerung beim BFS, ein: «Die meisten Freikirchenmitglieder wurden irrtümlich den Reformierten zugeschlagen.» Inzwischen hat das BFS die Werte korrigiert, und die neuen Zahlen werfen zwangsläufig ein noch etwas weniger vorteilhaftes Licht auf die Situation der Reformierten: Deren Anteil an der Gesamtbevölkerung ist von 33,9 Prozent im Jahr 2000 auf 28 Prozent (2010) gesun-

ken – und nicht, wie im Juni vermeldet, auf 30,9 Prozent. Gemäss BFS lebten 2010 rund 1 827 500 Reformierte in der Schweiz (Basis: Personen über fünfzehn Jahren).

ZAHLENSALAT. Aber auch die neu korrigierten Zahlen bleiben nicht ohne Widerspruch. Im Gegensatz zur Volkszählung 2000 beruhen sie auf der SelbstdeklARATION von ausgewählten Bevölkerungsgruppen und schliessen die unter Fünfzehnjährigen aus.

Nach diesen Angaben wäre der Anteil der Reformierten an der Bündner Bevölkerung zwischen 2000 und 2010 von 40,4 auf 35,4 Prozent (-5%) gesunken – bei der Präsentation im Juni war man noch von 37,4 Prozent ausgegangen. Gemäss Bundesamt für Statistik leben derzeit im Kanton Graubünden knapp 163 000 Personen über fünfzehn Jahren, davon sind 72 000 römisch-katholisch (44,3%), 57 600 reformiert (35,4%), gut 20 000 konfessionslos (12,5%), und rund 6 000 Frauen und Männer (3,7%) gehören einer «anderen christlichen Glaubensgemeinschaft» (evangelische Freikirche, orthodoxe Kirche, christkatholische Kirche) an.

Thomas Gehrig, Kommunikationschef der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, kritisiert. «Die Erhebungsmethode birgt die Gefahr erheblicher Verzerrungen.» Ähnlich argumentiert der Bündner Kirchenratsaktuar Kurt Bossard: «Die Zahlen könnten vielleicht stimmen, wenn man alle unter Fünfzehnjährigen auslässt. Wir gehen bis jetzt von 72 418 Bündner Reformierten aus.» Um ganz sicher zu sein, hat die Landeskirche eine Befragung bei allen Kirchgemeinden gestartet. Die Ergebnisse sollen in den nächsten Wochen vorliegen.
MARTIN LEHMANN, REINHARD KRAMM

Was die Pfarrer auf die Spitze treibt

BERGE/ Unter den Erstbesteigern von Berggipfeln gibt es zahlreiche Priester, Mönche und Pfarrer. Was trieb denn eigentlich die Geistlichkeit auf die Spitze? Dieser Frage ging Fadri Ratti, Pfarrer in Felsberg, in seiner Masterarbeit in Spiritualität nach.



Abendmahlsfeier im Base Camp des Satopanth, Himalaya, auf 5000 Metern

«Es interessiert halt, wenn ihr Pfarrer etwas Besonderes tut», antwortete die Journalistin, als sie einige Bündner Pfarrpersonen bei ihrer gemeinsamen Wanderung auf die Synode begleitete. Nicht nur erstaunt, dass die Geistlichkeit in die Berge geht, es gibt auch solche, die auf die höchsten Spitzen steigen.

Zum Beispiel Fadri Ratti, Pfarrer in Felsberg. Dreimal stand er auf über 7000 Metern. Im Hochgebirge bewegt er sich das ganze Jahr; im Winter auf Skiern und

Fellen, im Sommer mit Kletterseil und Pickel. Die Liebe zur Natur war ihm in die Wiege gelegt. «Mein Vater war Jagd- und Fischereinspektor. Er führte uns an Orte, die sonst niemand zu Gesicht bekam.» Zu einem Adlerhorst, oder in die Nähe eines Felsvorsprunges, auf dem eine Steinbockfamilie ruhte. Kleine Wunder seien das gewesen für ihn damals. Ein Wunder war auch der Anstoss, Theologie zu studieren: das Überwinden seiner Krebserkrankung als Fünfzehnjähriger.

«Da spürte ich, dass es etwas Grösseres gab», erzählt Ratti.

AUFGEKLÄRT. Es war in seiner Zeit als noch junger Pfarrer in Celerina, als die Zürcher Landeskirche einen Pilotkurs für die dreijährige Ausbildung zum Spiritual startete. «Das war es, was ich suchte, nach der trockenen Theorie des Studiums.» 2002, Ratti war nun Pfarrer in Igis-Landquart, erfuhr er von einem zehnjährigen Vertiefungskurs in christlicher Kontemplation, den das Bildungs- und Meditationszentrum Via Cordis anbot. Sich selber und den Menschen zur eigenen Spiritualität verhelfen – das wurde nun Rattis Lebensaufgabe. «Spiritualität ist das pulsierende Herz jeder Religion.»

Seine Weiterbildung endete vor Kurzem mit dem Master in Advanced Studies in Spiritualität an der Theologischen Fakultät in Zürich. In seiner Abschlussarbeit widmete er sich der Frage: «Was trieb und treibt Geistliche buchstäblich auf die Spitze?» Lassen sich aus Berichten von Bergreisen von Geistlichen spirituelle Momente herausarbeiten? Anhand der Porträts dreier unterschiedlicher Bündner Geistlicher und Bergsteiger aus dem 18. und 19. Jahrhundert versuchte Ratti, diese Fragen beantworten.

Vor allem der Benediktinerpater, Placidus a Spescha, Erstbesteiger unzähliger Bündner Berge, hat es dem dreifachen Familienvater angetan. «Der Mann stand mit beiden Beinen im Leben.» A

«Spiritualität ist das Herz jeder Religion. Das war es, was ich suchte nach der trockenen Theorie des Studiums.»

FADRI RATTI

Spescha war Geograf und Kartograf, betrieb zahlreiche Studien, um der Bevölkerung der Surselva zu helfen. Sein aufgeklärtes Denken stiess bei seinen Vorgesetzten und der Bevölkerung auf Unverständnis. Immer wieder musste er seine Posten wechseln. «Naturwissenschaft und Theologie gehen halt immer auseinander», formulierte es der zweite porträtierte Theologe, Ludwig Theobald, ebenfalls aufgrund negativer Erfahrung mit konservativen Amtskollegen.

SPIRITUELL. Für Luzius Pol, den Ratti als Dritten in seiner Masterarbeit untersuchte, gingen Wissenschaft und Geistlichkeit einfach nebeneinander her. Die Erforschung der Natur bedeutete ihm Kenntnisnahme von Gottes Schöpfung. Dazu unternahm er zahlreiche Bergreisen, auf denen er auch spirituelle Erfahrungen machte. Und auch Placidus machte stille Erfahrungen der Erhabenheit bei seinen Bergbesteigungen. Im Windsturm auf den Berggipfeln verspürte er die Allgegenwart Gottes. «Er ist der Geist, der Spiritus, welcher über die Gewässer der ungestalteten Welt herwehte.» «Gerade die praktische Seite der Spiritualität, wie sie die Portraitierten erlebten, ist ein wesentliches Merkmal christlicher Spiritualität», sagt Ratti. Auch er verbindet in seiner Pfarrtätigkeit Spiritualität und Praxis. Darum ist das Wandern in den Bergen für den Bündner Pfarrer auch gar nichts Besonderes. **RITA GIANELLI**

marktplatz.

INSERATE:
 info@koemedia.ch
 www.koemedia.ch
 Tel. 071 226 92 92

Unterwegs zum Du
 für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
 Basel / Zürich 061 313 77 74
 Bern / Mittelland 031 312 90 91
 Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
 www.zum-du.ch

Jakobsweg Spanien/Frankreich – Wandern Sie mit!
 27. Mai bis 7. Juni 2013: Le Puy–Conques
 7. bis 20. Oktober 2013: Logrono–Burgos–Leon
 Marianne Stocker, 044 742 04 05
 www.marianne-stocker.ch

www.moischele.ch Tel. 044 853 20 70
Israel Rundreise 1 Woche ab **990.-**

Gewaltfreie Kommunikation
 www.perspectiva.ch
 Ausbildungsinstitut perspectiva Basel

AGENDA

KIRCHE

Frauentagesdienst. Dritter Mittwoch des Monats.
Datum: 20. Februar; **Zeit:** 19.15 Uhr; **Ort:** Ev.-ref. Kirche Chur-Masans. **Thema:** Gott 9.0 (Autorin Marion Küstenmacher).

Kirchentag in Hamburg. Einladung an die Mitglieder aller Kollonien. Il Binsau führt eine Fahrt zum grossen Christentreffen in der hanseatischen Metropole durch. **Datum:** 1. bis 5. Mai;

Kosten: pro Person für Hin- und Rückflug, Unterkunft mit Frühstück (4 Nächte) und Programm des Kirchentags mit Teilnehmerausweis inkl. Gratinen in alle Veranstaltungen sowie Netzkarte für den öffentlichen Verkehrsmittel, 555 Franken;

Anmeldung: Christian Werbmbter, 081852 46 02 oder christian.werbmbter@gr-ref.ch; die Anmeldung wird erst gültig ab Eingang der Teilnahmegebühr auf dem Konto: Il Binsau Kto. Nr. 70-216-5 Graubündner Kantonalbank, 7002 Chur, CH13 0077 4110 4148 9080 0

Gruppengrösse: 10 Personen
Vortreffen: 10. April, um 19.30 Uhr im Kirchentreff Chamuesch, Via Cumünela 49, Chesa Joos, gegenüber Colani-Sport.

KURSE

Die Kraft der Stille. Sitzen im Schweigen. Der kraftvolle Raum der Martinskirche und das Sitzen in der Gruppe vertiefen die eigene Erfahrung.

Daten: Beginn 9. Januar, alle zwei Wochen bis 26. Juni; **Zeit:** 18 bis 19.30 Uhr; **Ort:** Martinskirche Chur; **Veranstalter:** Ev.-ref. Landeskirche, Fachstelle Erwachsenenbildung; **Leitung:** Fadri Ratti, Monica Kaiser-Benz, Carla Camenisch, Claudia Walter; **Kosten:** Unkostenbeitrag; **Information/Anmeldung:** Monica Kaiser-Benz, Beverinstrasse 2, Thusis, monica.kaiserbenz@swissonline.ch

Religiöse Bildung. Tagung zur Zukunft des Religionsunterrichts im Kanton Graubünden.

Datum: 25. Februar; **Zeit:** 10.15 Uhr bis 16.30 Uhr; **Ort:** Aula der Theologischen Hochschule Chur. In Kooperation mit dem Katechetischen Zentrum Graubünden und der Ev.-ref. Landeskirche Graubünden. **Kosten:** 80 Franken inkl. Verpflegung; **Anmeldung:**

TIPP



Auge in Auge mit fremden Wirklichkeiten

REISEVERANSTALTUNGEN

Begegnungen in Offenheit und Toleranz

Das Zürcher Lehrhaus, die Paulus-Akademie, das Haus der Religionen in Bern und andere Institutionen bieten als «Arbeitsgemeinschaft interreligiös reisen» ein Programm von Reisen, Exkursionen und Wanderungen im Zusammenhang mit religiösen und kulturellen Themen. Zum Angebot gehören Spaziergänge zur Konfessionsgeschichte der Stadt Bern oder Reisen nach Griechenland, Armenien oder Nepal. KK

IR-REISEN. Kontakt: Heinz Haab, Schönenbergstrasse 54, 8820 Wädenswil, heinz.haab@bluewin.ch, www.ir-reisen.ch

Pastoralinstitut Theologische Hochschule Chur, Alte Schanfigelstr. 7, Chur; 081 254 99 94

Besuchen und Begleiten.

Weiterbildung für freiwillig Mitarbeitende im kirchlichen Besuchsdienst, im Besuchsdienst von Nonprofit-Organisationen und weiteren sozialen Netzwerken zum Thema Umgang mit Menschen, die an einer Demenz erkrankt sind. **Daten:** 4./11. März; **Ort:** Chur; **Kosten:** 220 Franken inkl. Mittagessen; **Veranstalter:** Stiftung Benevol Graubünden, Fach- und Vermittlungsstelle für Freiwilligenarbeit, Steinbockstr. 2, Chur, 081 258 45 90, info@benevol-gr.ch und Ev.-ref. Landeskirche Graubünden, Fachstelle Erwachsenenbildung, Welschdörfli 2, Chur, 79 815 80 17; rahel.marugg@gr-ref.ch. **Info/Anmeldung:** an einen der Veranstalter bis 20. Februar.

Religion gestalten.

Unter diesem Titel haben alle, die an christlicher Religion interessiert sind Gelegenheit, sich mit Formen religiösen Ausdrucks, mit Chorälen, Bibeltexten und der Kirche als Raum auseinanderzusetzen. Pfarrer Lothar Teckemeyer führt durch den Tag – der

erzählt aus ihren Erinnerungen «Ich war eine ledige Mutter». **Datum:** 12. Februar; **Zeit:** 18.30 bis 19.30 Uhr; **Ort:** Ev. Alterssiedlung Masans, Cadonastrasse 73, Chur.

BERATUNG

Lebens- und Partnerschaftsfragen: www.beratung-graubuenden.ch. **Chur:** Angelika Müller, Thomas Mory, Bahnhofstrasse 20, 7000 Chur; 081 252 33 77; beratung-chur@gr-ref.ch

Engadin: Markus Schärer, Straglia da Sar, Josef 3, 7505 Celerina; 081 833 31 60; beratung-engadin@gr-ref.ch

Menschen mit einer Behinderung: Astrid Weinert-Wurster, Erikaweg 1, 7000 Chur; astrid.weinert@gr-ref.ch

Gehörlose: Achim Menges, Oberer Graben 31, 9000 St. Gallen; 071 227 05 70; gehorloseseelsorge@gr-ref.ch

Erwachsenenbildung/Ökumene, Mission, Entwicklung: Rahel Marugg, Welschdörfli 2, 7000 Chur; 079 815 80 17; rahel.marugg@gr-ref.ch

Jugendarbeit: Rita Insel, Welschdörfli 2, 7000 Chur; 081 250 02 56/079 344 16 33; rita.insel@gr-ref.ch

Fachstelle Kind und Kirche: Wilma Finze-Michaelsen, Garaia 124, 7233 Jenaz; 081 332 16 49; wilma.finze@gr-ref.ch

Religionsunterricht. Ursula Schubert Süssstrunk, Welschdörfli 2, 7000 Chur; 081 252 62 39; ursula.schubert@gr-ref.ch

Kirche im Tourismus. Barbara Grass-Furter, Oberalpstrasse 35, 7000 Chur; 081 250 79 31; barbara.grass@gr-ref.ch

Migrations-, Integrations- und Flüchtlingsarbeit. Daniela Troxler, Carsiliassr. 195 B, 7220 Schiers; 081 328 19 79; daniela.troxler@gr-ref.ch

Radio Rumantsch. Pregia curta u meditatiun, dumengia, a las 9.15, repetiziun a las 20.15:

3.2. Jörg Büchel, Sent
10.2. Maria Vincenz, Cuir
17.2. Guido Tomaschett, Domat/Ems
24.2. Hans-Peter Dür, Seengen

Radio Grischa. «Spirit, ds Kirchamagazin uf Grischa». Sendung mit Simon Lechmann, sonntags, 9 bis 10 Uhr. www.gr-ref.ch

TIPP



Schnappschüsse

BUCH

SCHMUNZELEIEN UND NACHDENKLICHES

Hans Domenig legt in seiner Arbeit grosses Gewicht auf die Verbindung von Bild und Text. In seinem neuesten Buch nimmt er sich Aphorismen vor und geht damit auf «fotografische Pirsch». Entstanden ist ein Band voller Schmunzeleien, aber auch Nachdenklichem.

SCHNAPPSCHÜSSE, Hans Domenig, Friedrich-Reinhardt-Verlag, ISBN-Nr.: 978-3-7245-1862-4; Fr. 14.80

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 1./2013

LADENÖFFNUNGSZEITEN. Die Kirche kämpft für den freien Sonntag

TRAUMHAFT

Gemäss «reformiert.» kämpft die Kirche gegen längere Ladenöffnungszeiten. Ist es die Kirche, die kämpft? Sind es nicht ideologische Vertreter der vom Steuerzahler finanzierten Institution, die sich profilieren wollen? Als gläubiger Christ bin ich überzeugt, dass sich diese Kirchenexponenten nicht für oder gegen die heutige Gesellschaft, sondern für eine christliche Gesellschaft engagieren sollten. Ladenöffnungszeiten sind wirklich ein Nebenschauplatz und keine Glaubensfrage. Der Cartoon hingegen ist traumhaft: Nach dem Shopping sollte man in die Kirche gehen!

KURT HEARING, BIRMENS DORF

LOGISCH

Der «Sabbat/Sonntag» dient ja nur dem Schutz der Menschen. Wo es mittelfristig hinführt, wenn die Ruhe, die Erholung, die Menschlichkeit pflegende Gemeinschaft und das Miteinander auf der Strecke bleiben, das erkennen wir ja bereits heute in erschreckender Weise (Hektik, Ruhelosigkeit, Flucht, Depressionen, Egoismus, Vereinsamung, Scheidungen usw.). Heute sind es noch die Läden, morgen konsequenterweise auch die übrigen gewinnorientierten Geschäfte.

H. NETT (E-MAIL)

REFORMIERT. 12./2012

DOSSIER. Im Schatten der Mauer. Reportage aus Bethlehem

EINÄUGIG

Es ist gut, dass «reformiert.» der Meinungsvielfalt eine Plattform bietet, gerade in dem umstrittenen Thema Palästina-Israel. Die gehässigen Reaktionen auf die Bethlehem-Reportage sind symptomatisch. Da kommt in einigen Leserbriefen frustrierend zum Ausdruck, wie Pro-Israel Fundamentalisten schlicht unfähig sind, auch die andere Seite zur Kenntnis zu nehmen. Bevor man die Aussage anderer der Lüge bezichtigt, sollte man seine eigene überprüfen, ob sie auf Fakten beruht oder auf der Ideologie, dass Gott allein für Israel und Israelis ein Herz habe, und alle andern Menschen Terroristen und Feinde seien. Lesen diese Leute auch das Neue Testament?

HANSUELI GERBER, MÜHLETHURNEN

HÄSSIG

Mit zunehmendem Alter achte ich genauer, aus welcher Richtung der Wind weht. So auch bei der Beurteilung der Leserbriefe im «reformiert.». Diese Schreiberlinge können oder wollen nicht unterscheiden zwischen den Hassträden der Hamas und der gegenwärtigen israelischen Regierung einerseits und dem friedliebenden

Fussvolk in Israel und Palästina andererseits. Es ist mir ein Anliegen, dass friedliebende Palästinenser und Israelis im «reformiert.» eine Stimme haben, um über ihre prekäre Situation zu berichten.

ERNST SCHÜTZ, MEINISBERG

REFORMIERT. 1./2013

INTERVIEW. Margot Käsmann: «Wir feiern kein triumphales Fest»

ÄRGERLICH

Beim Interview mit Margot Käsmann habe ich mich über die unkorrekt formulierte letzte Frage geärgert. Frau Käsmanns Rücktritt war eben gerade nicht erzwungen, sondern sie hat ihn freiwillig vollzogen. Für sie als EKD-Präsidentin und Bischöfin war dieser freiwillige Schritt die logische Konsequenz ihres grossen Fehlers. Viele Menschen in Deutschland haben diesen Schritt bedauert. Selbst in der Presse wurde dieser Schritt oftmals als vorbildlich dargestellt und als zugleich unnötig bedauert. Der Rat der EKD hat ihr einstimmig sein Vertrauen ausgesprochen. Eigentlich sollte jemand, der Frau Käsmann interviewt, so weit informiert sein. Darum: Ärgerlich, diese falsch formulierte Frage. Ärgerlich, weil sie den vorbildlichen Umgang mit einem schweren Fehler unter den Tisch kehrt.

BIRKE HORVÄTHMÜLLER, MINUSIO

IHRE MEINUNG INTERESSIERT UNS.

Schicken Sie uns Ihre Zuschrift: redaktion.graubuenden@reformiert.info. Oder per Post: «reformiert.», Rita Gianelli, Tanzbühlstrasse 9, 7270 Davos Platz

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

IMPRESSUM/

«reformiert.» Graubünden

Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden

Abonnemente/Adressänderungen: Südostschweiz Presse und Print AG, Postfach 508, 7007 Chur, Tel. 0844 226 226, abo.graubuenden@reformiert.info

Herausgeberkommission Präsident: Pfarrer Fadri Ratti, 7012 Felsberg

Redaktion Graubünden: Reinhard Kramm, Chur (Redaktionsleitung), Rita Gianelli-Bachler, Davos

Redaktion Gemeindegeldern: Ursula Kobel, Bonaduz; Karin Friedrich, Saland; Reinhard Kramm, Chur

Layout: Susanne Kreuzer, Fränzi Wyss

Korrektur: Yvonne Schär, Langenthal

Adresse Redaktion: Wiesentalstrasse 89, 7000 Chur, Tel. 081 356 66 80, redaktion.graubuenden@reformiert.info

Ausgaben: Jährlich 11 Nummern

Auflage Graubünden: 38 000 Exemplare

Geht unentgeltlich an die Mitglieder der Evangelisch-reformierten Landeskirche Graubünden

Inserate: Kömedia AG, Geltenwilenstrasse 8a, 9001 St. Gallen, Tel. 071 226 92 92; Fax 071 226 92 93. info@koemedia.ch; www.koemedia.ch

Inserateschluss (März-Ausgabe): 30.1.2013

«reformiert.»

«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann».

www.reformiert.info

Gesamtredaktion: Rita Jost, Samuel Geiser, Martin Lehmann (Bern), Annetreg Ruoff, Anouk Holthuisen (Aargau), Rita Gianelli, Reinhard Kramm (Graubünden), Felix Reich, Delf Bucher, Käthi Koenig, Christa Amstutz, Sabine Schüpbach Ziegler, Stefan Schneider, Thomas Illi a. i. (Zürich)

Blattmacherin: Martin Lehmann

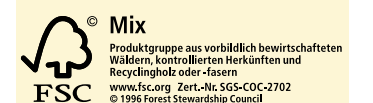
Layout: Susanne Kreuzer, Fränzi Wyss

Korrektur: Yvonne Schär, Langenthal

Gesamtauflage: 720 000 Exemplare

CARTOON CRISTA

JÜRIG KÜHNI





Emil Ramsauer bindet sein neues Tagebuch. Der Bassist der Eurovision-Band «Die Heilsarmee» dokumentiert seit 57 Jahren jeden Tag

«Die Musik gehört zum Leben wie die Luft»

PORTRÄT/ Emil Ramsauer wurde durch den Popsong «You and me» berühmt. Dabei mag der Salutist lieber Blechmusik.

Der Faden will nicht ins Nadelöhr. Emil Ramsauer hält den weissen Zwirn und die Nadel etwas weiter weg und schaut angestrengt durch die Brillengläser. «Jetzt!» Dann stösst er die Nadel vorsichtig durch vierzehn aufeinanderliegende Papierbögen und verknüpft die Fadenenden. Der 95-Jährige bindet am Küchentisch seines winzigen Hauses in Thun sein Tagebuch fürs Jahr 2013. Sein siebenundfünfzigstes: Seit 1956 schreibt Emil Ramsauer jeden Abend die Ereignisse des Tages auf. Nur am 15. Dezember 2012 hatte er keine Zeit: Da zupfte er auf der Bühne der Bodensee-Arena in Kreuzlingen die Saiten seines Kontrabasses. «You and me» hiess das Stück, mit dem er und fünf andere Musiker der Heilsarmee das Schweizer Finale des Eurovision Song Contest gewannen.

BLECHMUSIK. Ausgerechnet mit einem Popsong. Dabei mag Ramsauer, der 37 Jahre lang Musikchef der Heilsarmee Thun war, viel lieber Blasmusik. «Das Lied ist schon recht, aber ich musste mich e chli dran gewöhnen», sagt er und

drückt die weissen Papierbögen zusammen. Jetzt kennt ihn die ganze Schweiz als Kontrabassisten, obwohl er viel öfter Horn oder Trompete spielt. Sein Vater brachte ihm das Trompetenspiel bei, als er zehn Jahre alt war. Auch dieser hatte es vom Vater gelernt. Alle waren sie Soldaten der Heilsarmee, der Urgrossvater als erster. Emil Ramsauer steht auf, zieht ein Album aus dem Regal und zeigt ein Foto, auf dem eine Braut mit runden Backen ins Instrument bläst: «Meine Tochter. Sie hats natürlich von mir gelernt.»

LEBENSELIXIER. Auch in den Fotoalben hat Emil Ramsauer die Stationen seines Lebens festgehalten. Darin kleben Reisetickets, Zeitungsausschnitte, Quittungen, ein Bussenzettel. Auf den Fotos sind meistens Menschen mit Instrumenten zu sehen, oft das Schweizer Militär, in dem Emil Ramsauer als Musiker gedient hatte. Und immer wieder die Heilsarmee. «Musik gehört zum Leben wie die Luft», sagt Emil Ramsauer. Oft setzen er und seine Frau Regula sich ins Wohnzimmer, er mit dem Horn, sie am Klavier. «Wir musizie-

ren zusammen, wenn wir glücklich und wenn wir traurig sind», sagt er. In letzter Zeit seien sie oft bedrückt. «Es sterben so viele unserer Bekannten, wir sind halt alle alt geworden.» Zehn Namen von Verstorbenen listete er letztes Jahr auf der hintersten Seite seines Tagebuchs auf.

HÖHEPUNKT. Mit dem Lineal zeichnet Emil Ramsauer jetzt auf jede Seite sieben Felder. Jeder Tag muss in einem Kästli Platz haben. Grinsend schaut er auf: «Da muss man so alt werden, um so was zu erleben!» Es sei toll gewesen in Kreuzlingen, doch seinen grössten musikalischen Höhepunkt habe er 1942 erlebt: «Wir marschierten mit 300 Bläsern und 40 Tambouren des Militärs durch Zürich, alles stimmte.» Einen Moment lang schweigt er, die tiefen Furchen im Gesicht bleiben ruhig. «Und wenn ich die feuchten Augen der Damen und Herren im Altersheim sehe, für die Regula und ich jeden Monat musizieren, berührt mich das ebenso fest wie dieser ... äh ... Eurovis... – Regula, wie heisst der schon wieder?» **ANOÛK HOLTHUIZEN**

EMIL RAMSAUER

ist 1918 im Kanton Appenzell geboren. Bis zu seiner Pensionierung arbeitete er als Buchbinder. 1942 zog er nach Thun, wo er seine erste Frau kennenlernte und mit ihr vier Kinder bekam. Mit seiner zweiten Frau, Regula, lebt der 95-Jährige seit 27 Jahren zusammen. Ob «Die Heilsarmee» im Mai am Eurovision Song Contest in Malmö auftreten wird, war bei Redaktionsschluss (16. Januar) noch offen. **AHO**

AUF MEINEM NACHTTISCH

PROVOKATIVER TIEFGANG

Verkrustete Menschen- und Gottesbilder aufbrechen

DIETER MATTI ist im Ruhestand aktiv als Kunstpfarrer



BILD: ZVG

Kein Buch hält es neben meinem Bett lange aus. Manchmal ist es zu schwer, zu dick, zu anstrengend. Meistens kann das Buch nichts dafür. Ich bin es, der immer noch so vieles lesen möchte – und dann doch zu müde bin. Damit mir die Augen nicht sofort zufallen, brauche ich kurze Texte – aber mit Tiefgang. Wie die Gedanken des Dichterpfarers Kurt Marti: kleine Perlen, an denen ich mich nicht satt lesen kann.

ENGAGIERTE POESIE. Ich liebe Kurt Martis Impulse, knapp und poetisch dicht, nahe am Puls unserer Zeit und ohne Scheuklappen vor Heiligtümlichem. Stets aus der Tiefe eines Menschen, der ganz auf

diesem Planeten verwurzelt ist und sich daraus mit all seinen Sinnen dem Göttlichen öffnet. Immer wissend, dass es eine Bemächtigung des ganz Anderen nicht geben kann noch darf. Sein cherubinischer Velofahrer möchte ob all der ungelösten Probleme am liebsten Atheist sein, meint aber: «Ich bin einfach nicht fähig, Gott – wer oder was er auch immer sein mag – aus meinen Gefühlen, meinen Gedanken zu entlassen, ihn mir aus der Welt wegzudenken.»

WIE EIN LIEBHABER. So tastet sich der Dichter an Gott heran, an den grossen Liebhaber des Lebens in seinen vielerlei Facetten, gesellig, übersprudelnd vor Lust und Fanta-

sie. Und Martis Velofahrer, ein Müssiggänger, doch voll der wunderbarsten Einfälle, träumt von einem Gottesgericht, das uns ein Zuwenig an gelebter Lust und Freude vorhält. Das radikale Nein zu allen kirchlichen Verkrustungen, die den schöpferischen Lebensgeist in ein Korsett von Moral und blutleeren Dogmen hineinzwängen. Aber man muss es selber lesen, x-mal, bis einem aus den scheinbar naiven Geschichten jene uranfängliche Lebenskraft entgegenschpringt, die unsere Betonköpfe aufbrechen will.

KURT MARTI, Der cherubinische Velofahrer und andere Belustigungen. Jordan-Verlag Zürich, ISBN 3-906561-39-9.

GRETCHENFRAGE

MAYA GRAF, NATIONALRATSPRÄSIDENTIN

Christliche Werte vertreten und in Taten umsetzen!

Wie haben Sie mit der Religion, Frau Graf? Religion ist für mich etwas Persönliches. Christliche Werte sind mir wichtig. Aber mit den Institutionen habe ich oft Mühe. Vor allem wenn sie stets das Trennende statt das Verbindende betonen.

Woran denken Sie konkret?

Ich erlebe die monotheistischen Religionen sehr patriarchal. Ihre Botschaft könnte so versöhnlich sein – sie kommt aber oft absolut und missionarisch daher. Dabei geht es doch um eine Botschaft, die uns persönlich und gesellschaftlich weiterbringen sollte.

Sie wurden mit 21 Jahren Mitglied der Sissacher Kirchenpflege. Wie kam das?

Wahrscheinlich fiel ich in unserem Dorf damals auf, weil ich mich in einer Öko-Jugendgruppe engagierte und als junge Frau beim Weltgebetstag mitmachte. Ich war dann in der Kirchenpflege natürlich das mit Abstand jüngste Mitglied.

Und wie haben Sie das erlebt?

Zuerst etwas frustrierend: Oft prallte ich mit meinen Ideen gegen eine Wand. In der zweiten Amtszeit erhielt ich dann eine Kollegin mit ähnlichen Vorstellungen. Zusammen konnten wir Anträge ausarbeiten und – dank guter Lobbyarbeit – auch durchbringen. Das war sehr befriedigend. Ich denke, ich lernte dort tatsächlich das politische Handwerk.

Was haben Sie denn konkret erreicht?

Wir konnten im neu eröffneten Kirchgemeindehaus einen Jugendtreffpunkt einrichten. Später stellte die Kirchgemeinde einen Jugendarbeiter an, und die Einwohnergemeinde investierte in offene Jugendarbeit. Es waren Pioniertaten, und sie existieren heute noch.

Wenn Sie – als Nationalratspräsidentin – einen Wunsch frei hätten an die Reformierten, welcher wäre das?

Dass sie politischer auftreten und handeln. Schöne Leitsätze sind gut und recht, aber christliche Werte müssen hörbar vertreten und in Taten umgesetzt werden. «Bewahrung der Schöpfung» heisst ja nichts anderes als «die Umwelt schützen». Und Nächstenliebe heisst «Solidarität mit den Schwächsten in der Gesellschaft». **INTERVIEW: RITA JOST**



MAYA GRAF, 51 ist Sozialarbeiterin, Bio-bäuerin und Familienfrau. Die Sissacherin stieg mit 21 Jahren via Kirchenpflege in die Politik ein. Es folgten Parlamentsmandate auf Gemeinde-, Kantons- und Bundesebene. 2013 präsidiert sie als erste Grüne den Nationalrat.

BILD: ZVG